Charakter.

Weihnachtserzählung mit lebenden Bildern

aus dem Volk.

Von

P. Johann Droste, S. J.

„Echte Charaktere habe ich nur da gefunden,
wo ein festgegliedertes religiöses Leben und
Glaubensbekenntnis zu Grunde liegt."

Goethe.

Regensburg, Rom und New York.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1898.

Vorwort.

Das vorliegende Schriftchen will nicht aus fernen Landen und den höchsten Gesellschaftskreisen möglichst pikante Sittenschilderungen bieten, deren praktischer Nutzen für den gewöhnlichen Leserkreis immerhin noch zweifelhaft wäre; sondern: erstens Familien- und Gesellschaftsverhältnisse, zweitens unseres deutschen Volkes, und zwar drittens der mittleren Schichten in einer anziehenden Erzählung so vorführen, daß dabei viertens die erhebenden und anregenden Seiten des Wahren und Edlen, des Schönen und Tröstlichen mehr noch als die abstoßenden des Unrechten und Häßlichen dem Leser vor das Auge gerückt werden.

Wenngleich der Verfasser durch sein Werkchen auch einem gesetzten Alter noch heilsame Anregungen bieten will, so schwebt ihm doch als erster Zweck vor, der heranwachsenden Jugend die christliche Lebensauffassung zu vertiefen und zu festigen, und somit der verderblichen und immer mehr sich verbreitenden Oberflächlichkeit und Charakterschwäche entgegenzuwirken.

Die Ausführung ist nicht nach allen Seiten hin zur bloßen Unterhaltung in die Breite gegangen, sondern mit Absicht kurz und knapp, schlicht und einfach gehalten. Es sollten lebende Bilder sein, deren innerster Gedankenkern ohne glänzende Umhüllung deutlich dem Beschauer entgegentritt, durch seine Lebenswahrheit fesselt, und Verstand und Herz zu nützlicher Betrachtung anregt.

Der Geist, der die Erzählung durchweht, sollte nicht bloß die edle Menschlichkeit oder das Allgemeinchristliche vertreten, sondern alles in jenem höhern, milden Lichte vor dem Leser erscheinen lassen, das den durchgebildeten Katholiken eben selbst von der „Welt" unterscheidet.

Nach den Schwierigkeiten, welche eine solche Absicht nicht weniger in der Vielgestaltigkeit des Gegenstandes findet, als in der Verschiedenheit des praktischen Urteils und in der Sprödigkeit der Gestaltung, möge der kritische Leser die Mängel dieses Versuches nachsichtig beurteilen. Wenn einiges Gute durch denselben erreicht wird, glaubt sich der Verfasser für seine Mühe entschädigt.

Blyenbeek am Feste des hl. Stanislaus 1897.

Erstes Büchlein.

Aus Gottes Hand.

„Du kommst, du gehst mit leiser Spur
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? wir wissen nur:
Aus Gottes Hand, in Gottes Hand."

Eine schöne Antwort auf die Frage nach der Menschenkinder innerstem Wesen. Ob sie erschöpfend ist?

Glück ist des Menschenherzens einzig Ziel und Streben. Nur in Gottes Hand kann und soll er es finden. Aus Gottes Hand erhält ein jeder dazu Möglichkeit und Mittel in den persönlichen Fähigkeiten, Verhältnissen und Schicksalen.

Aber glücklich sein ist auch eine Kunst, die einen ganzen Menschen fordert mit Verstand und Willen und christlichem Glauben. Denn wie die Welt durch Gottes Weisheit im Verein mit der Menschen Thorheit regiert wird, so fließt auch des einzelnen Glück aus Gottes Hand und der eigenen Selbstbestimmung zusammen.

Dieses ist es wohl an erster Stelle, was die Goetheschen Worte Wahres enthalten: „Greif nur hinein ins volle Menschenleben, und wo du's packst, da ist's interessant."

Interessant und lehrreich für die eigene Selbstbestimmung auf dem Weg zum Glück wird darum auch die Geschichte unseres Rotkehlchens und seiner Umgebung sein; und wenn sie dich, lieber Leser, vielleicht auch nicht in vollem Maße gut und glücklich macht, so wird sie dich doch etwas besser und glücklicher machen.

Erstes Kapitel.

Rotkehlchen.

1. Glücklich verirrt.

„Hört, wie klingt das!
Hört, wie singt das!
Schöne Engellieder!
Heil'ger Stunde
Frohe Kunde
Tönt vom Himmel nieder."

Es ist Winter, die Erde liegt in tiefem Schnee wie mit einem warmen weißen Flaumbett eingehüllt; und noch immer schwebt es still und sachte in dicken Flocken aus der unerschöpflichen Höhe herab. Das Licht, das aus den zahlreichen Straßenlampen und den hellerleuchteten Verkaufsläden dringt, erscheint gedämpft; eine weihevolle Stille herrscht auf den Gassen, und fast feierlich klingt es, als die Turmuhr die achte Abendstunde verkündet. Aus den Wohnhäusern aber dringt ein geheimnisvolles Gemurmel, durch die Jalousien der Wohnräume glitzert es von tausend Lichtern, und hin und wieder dringt es in süßen Tönen hinaus: „stille Nacht, heilige Nacht!"

Das ist der heilige Abend, der Christabend, wo alte und junge Herzen in Friede und Freude zusammenschlagen, wie es der Engel dermalen verkündet hat:

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden."

Auch im Hause des Kaufmanns Schwarz flammten die Lichter des Christbaumes, und unter demselben lag in einem niedlichen Kripplein aus rauher Eichenrinde auf wenig Stroh gebettet das holde Kind, das aus hohem Himmel von Gottes Thron herabstieg, um alle Menschen froh und selig zu machen.

Eine gemischte Gesellschaft hatte sich um den Baum versammelt. Zunächst bemerken wir Fridolin, das fünfjährige Söhnchen der Familie, dem all diese Herrlichkeit ja besonders galt. Kein Wunder, daß seine blauen Äuglein strahlten wie die Lichter am Christbaum, und seine hübschen Wangen glühten wie die roten Äpfel droben. Da stand auch der Hausherr, eine kräftige männliche Gestalt, und neben ihm seine blühende Gattin mit den sanften reinen Augen. Ferner hatte sich das gesamte Personal des umfangreichen Geschäftsbetriebes eingefunden vom Buchhalter bis zum Hausknecht und Putzmädchen; alle nahmen wie liebe Angehörige für ein halbes Stündchen an der Freude der Familie teil, und für jeden lag ein hübsches Weihnachtsgeschenk neben dem Kripplein bereit.

So war es bei Schwarz von jeher Sitte gewesen. Am heiligen Abend wurde um acht Uhr Schluß gemacht, Geschäft und Verdienst mußten der christlichen Feier weichen. Man versammelte sich um den Christbaum, und wenn der Prinzipal mit seinem männlichen Baß und der kleine Fridel mit seiner hellen Kinderstimme das „stille Nacht“ begannen, dann fielen alle ungezwungen und heiter mit ein.

So war es auch eben geschehen, und Frau Schwarz verteilte mit freundlichen Worten die Geschenke; da schlug Sambo, der prächtige Neufundländer, der auf der Schwelle

lag und ruhig dem fröhlichen Treiben zuschaute, mehrmals mit einem Blick zur Hausthür an.

„Ruhig, Sambo! laß die Knaben da draußen nur Schneeball werfen,“ scherzte der Hausherr.

Aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sich das kluge Tier, und suchte, wie gewohnt, mit seiner breiten Tatze die Hausthür selbst zu öffnen.

„Was mag doch der Hund haben?“ dachte die Hausfrau und eilte herbei, um einmal nachzusehen.

„Ist jemand da?“ fragte sie durch die verschlossene Thür.

Keine Antwort. Aber Sambo steckte die Schnauze unter die Thür, und aus seinem heftigen Schnaufen und dem freudigen Wedeln seiner breiten Fahne mußte man schließen, daß draußen etwas Bekanntes sei.

Frau Schwarz öffnet, und siehe da: ein kleines Wesen, ein unbekanntes etwa sechs- bis siebenjähriges Mädchen steht da, das sein Gesichtchen an die Glasscheibe drückt, um über die Hausflur in das gegenüberliegende Zimmer mit dem brennenden Christbaum und den schönen Sachen sehnsüchtig hinüberzublicken.

„Kind, Du mußt nach Hause gehen, zu Deiner Mama.“

„Ich habe keine Mama.“

„Wo wohnst Du denn, mein Herzchen?“ sagte die Frau in noch weicherem Tone.

„Draußen im Wagen,“ war die Antwort.

„Keine Mama, und wohnst draußen im Wagen?“ dachte die Frau; „möchtest Du gern hereinkommen?“

Ohne eine Antwort und ohne Furcht vor dem großen Tier, welches das Kind lebhaft umsprang, schlüpfte dieses in die Flur, in das Zimmer, vor den Christbaum, und stand da ganz versunken in die Pracht, ohne sich um die

Anwesenden, ihre neugierigen Blicke und vielen Fragen auch nur im geringsten zu kümmern. Für einen Augenblick schaute es erstaunt auf das Christkindchen in der Krippe; dann aber verschlang es gleichsam mit seinen dunkeln glänzenden Augen die schönen Sachen, die den Baum zierten und die ein Kindesherz wohl zu fesseln vermochten.

Der kleine Fridel, der in dem Mädchen vielleicht einen Ersatz für sein vor zwei Jahren verstorbenes Schwesterchen zu finden glaubte, öffnete ihm zuerst den Mund. Er besaß jedenfalls das beste Verständnis für dessen Gefühle; er trat zu ihm und steckte ihm ein großes Stück Kuchen in den Mund, und Äpfel und Nüsse in die Händchen, soviel sie nur fassen konnten.

Jetzt kam die Kleine erst eigentlich zu sich; während der Kuchen nach und nach in dem fleißigen Mündchen verschwand, wanderten die Augen ganz befriedigt und vertraulich zu Fridel, dann zu den Gesichtern der verschiedenen Menschen, die neugierig aber wohlwollend auf das kleine fremde Wesen mit der gelben Haut und dem schwarzen Haar herabschauten.

Als dann die Hausfrau ihre Ausforschung wieder aufnahm und fragte:

„Wie heißt Du denn?“ da kam es schon ganz artig heraus:

„Rotkehlchen.“

„Rotkehlchen? hast Du denn keinen andern Namen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was hast Du denn da in dem Kästchen?“

„Mein Rotkehlchen.“ Dabei öffnete das Kind einen kleinen Schieber, und ein zahmes Rotkehlchen hüpfte von dem Nestchen im Käfig heraus auf die Hand des Kindes

und empfing von ihm sein Stückchen Kuchen und etwas Wallnußkern. Dann aber schlüpfte es vor all dem „ach“ und „oh“ der Erwachsenen, und den zudringlichen Händchen Fridels schnell wieder zu seinem Nestchen zurück.

„Wie merkwürdig!“ sagte die Hausfrau.

„Ist Dir das nicht auffallend,“ bemerkte ihr Mann, „daß der Hund das Kind wie einen alten Bekannten begrüßt hat? Den habe ich ja vor einem Jahre von einem herumstreichenden Zigeuner gekauft. Sollte das Kind nicht zu einer Bande gehören, die in der Nähe der Stadt lagert? Sag' mir einmal, Rotkehlchen, wie bist Du denn hier an diese Thür gekommen?“

„Die andern sind alle in die Stadt gegangen, um etwas zu holen, und da habe ich mich nachher von der alten Wutka, die mich immer mit Füßen tritt, samt meinem Rotkehlchen fortgemacht, um zu sehen, was die andern brachten. Aber da in der Stadt lagen so schöne Sachen hinter den großen Fenstern, die habe ich alle angesehen, von einem Haus zum andern; dann wurden die großen Lampen angezündet, und ich habe nicht mehr gewußt, wo ich war. Da hast Du mich denn hereingeholt,“ sagte es zu der Frau, schmiegte sich dankbar und vertraut an sie an und verbarg sich in die Falten ihres Gewandes, so daß Fridel, fast eifersüchtig, glaubte, dasselbe thun zu müssen, und sagte: „das ist meine Mama!“ — „Oh hier ist es viel schöner, als im Wagen,“ fügte Rotkehlchen noch hinzu, als Frau Schwarz, wohl etwas wehmütig geworden beim Gedanken an ihr eigenes verstorbenes Töchterchen, dem Kinde zärtlich über das glänzend schwarze Haar strich.

„Bist Du denn immer im Wagen herumgefahren, Rotkehlchen?“ forschte Schwarz weiter.

„Nein, wir haben einmal auch in einem großen Hause gewohnt, auf dem Berge; aber ich weiß nicht mehr, wo; auch war nicht die alte Wutka dabei."

„Ich möchte glauben," sagte Schwarz leise, „daß das Kind ein geraubtes sei; wir müssen es heute Nacht hier behalten, morgen wollen wir dann Nachforschungen anstellen."

Damit war das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

„Herr Prinzipal," sagte der Buchhalter, „Ihnen hat doch das Christkind die allerniedlichste Weihnachtsbescherung gebracht; wir dürfen Ihnen gratulieren."

Gustav, der Lehrjunge, meinte: „Morgen will ich in aller Frühe hinausgehen, um die Bande zu suchen, und ich werde sie schon finden."

„Ich aber," sagte das Putzmädchen, „will schnell das Bettchen vom Speicher holen, und es zurecht machen."

Alle drückten dem Herrn und der Frau die Hand und verabschiedeten sich in gehobener Stimmung; draußen wurde dann noch weiter über das merkwürdige Ereignis verhandelt.

2. Im warmen Nest.

Fridel und Rotkehlchen waren bald wie Bruder und Schwester. Rotkehlchen wurden all die Spielsachen und all die Weihnachtsgeschenke gezeigt, und es mußte dieselben als die seinigen annehmen. Die Eltern sahen dem eine Weile mit größter Befriedigung zu.

„Wenn wir doch das Kind behalten könnten!" dachte die Mutter etwas laut; „wie glücklich wollte ich es machen!"

„Wer weiß, Frau, ob's gelänge?" erwiderte der Vater bedächtig; „doch jedenfalls wollen wir unser Bestes an dem kleinen Geschöpfe versuchen, das die Vorsehung uns

am heiligen Abend zugeführt hat. Ich vermute irgend ein Geheimnis dahinter."

Bevor die Kinder zur Ruhe gebracht wurden, mußte Fridel noch einen Holzschuh mit Hafer gefüllt vor das Fenster hinaussetzen, damit das Eselein des heiligen Joseph beim Vorbeiziehen dort Futter finde, und damit so das Christkind Zeit habe, viele Geschenke niederzulegen. Der kleine Findling aber wurde erst in ein warmes Bad gesteckt, und dann mit einem frischen Nachtkleidchen versehen. Rotkehlchen machte jetzt einen recht lieblichen Eindruck: die Farbe des Gesichtes war heller geworden, und die Zügen schauten milder aus dem schwarzen Rahmen des geordneten Haares; das Kind betrachtete sich selber ganz nachdenklich, als ob ihm Erinnerungen von früher in den Sinn kämen. Auch schien sich nun aufzuklären, weshalb ihm der Name Rotkehlchen beigelegt worden; am Halse nämlich zeigte sich ein roter Fleck wie von einer Brandwunde.

„Du bist doch kein Zigeunerkind," sagte die Mutter leise, und küßte es; „Du wirst mir mein liebes, frommes Ännchen ersetzen," fügte sie hinzu, gleichsam als ein Dank- und Bittgebet zu Gott.

Allein schon im nächsten Augenblick sollte diese etwas eigensüchtige Liebe und Zärtlichkeit bedeutend ernüchtert, und dadurch die natürliche Neigung geklärt und erhoben werden zu einem Werk übernatürlicher Gottes- und Nächstenliebe.

„Nun betet erst schön das Abendgebet," sagte die Mutter.

Fridel kniete sofort in seinem Bettchen nieder, faltete die kleinen Händchen, hob die unschuldigen Augen zum Himmel und begann hell und klar:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Äuglein zu;
Schutzengel mein,
Laß mich dir befohlen sein!"

Aber Rotkehlchen that nicht mit, sondern saß stumm auf seinem Kissen und schaute verwundert zu.

„Du auch!" sprach die Mutter.

„Was denn?" gab Rotkehlchen zurück.

„Zum lieben Gott beten, mein Kind."

„Das kann ich nicht!" war die Antwort; und nun dauerte es eine Weile, bis Rotkehlchen in etwa begriffen hatte, wer der liebe Gott sei, und wie man sich kniee und die Hände falte. Dann führte die Mutter das kleine Händchen zu einem Kreuzzeichen, und Rotkehlchen mußte die Worte mitsprechen.

Aber man sah es: Gott und Engel und Himmel waren dem kleinen Wildling unbekannte Dinge, die man nicht sehen und nicht essen konnte.

Endlich lag es unter der Decke geborgen, und das schwarze Köpfchen ruhte zufrieden auf dem weißen Kissen; noch ein Muttersegen mit geweihtem Wasser, dann verließ Frau Schwarz das Kämmerlein mit dem christlichen und heilsamen Gedanken: wie doch hier auf Erden Liebe und Freude stets mit etwas Leid und Besorgnis gemischt sein müssen!

Sie war eine tiefchristliche Frau, die das Leben richtig auffaßte: durch Kreuz zum Licht! Sie gedachte jetzt, wie am heutigen Abend die liebe Gottesmutter durch ihr göttliches Kindlein so überselig wurde, aber zugleich so großes Leid auf sich nehmen mußte; und sie gelobte dann dem

Christkinde, das selber für das Heil der Menschen so viel gelitten, ihm zu Liebe nun auch alles an diesem Weihnachtskinde zu thun, um es glücklich und selig zu machen.

Rotkehlchen aber, das seit Jahren nicht in einem so weichen Bettchen geruht, schlummerte bald ein. In kurzem schwebte sein Geist auf den Fittichen des Traumes sachte dahin: erst befand es sich auf einem großen Schlosse, wo eine schöne Frau sich lächelnd über seine Wiege beugte; dann lief es mit der alten Wutka durch den grünen Wald und spielte mit dem zottigen Bären. Jetzt stand der Christbaum vor ihm, die Lichtlein strahlten, die goldigen Äpfel winkten; es wollte nach einem haschen, weil es sich unbemerkt glaubte; da drohte ihm eine große ehrwürdige Gestalt, die es früher nie gesehen und gekannt, und es erhob die Händchen zu ihr, und schämte sich, und doch wollte es von ihr weg; aber da stand an der Waldecke die alte Wutka und der große Zigeunermann, die es von dem Christbaum wieder wegholen wollten; Rotkehlchen schrie jetzt um Hilfe, und wieder war der große Unsichtbare da und winkte einem Kleinen mit Flügeln auf den Schultern, der nun bei Rotkehlchen bleiben mußte, und es zu Mutter Schwarz brachte, und es bat, nun schön brav zu sein und alles zu thun, was die Mutter wünsche; Rotkehlchen versprach es, und schlief nun ruhig bis zum Morgen, da die Glocken von allen Thürmen laut und feierlich den liebsten Feiertag verkündeten. Es rieb sich die Augen, suchte verwundert in dem dunkeln fremden Zimmer umherzuschauen und ließ noch einmal alles an seinem Geiste vorüberziehen, bis die Mutter in der Thüre erschien, und auch Fridel erwachte.

„Guten Morgen, Mama," rief er, „ist das Christkind dagewesen, und hat es mir viel gebracht?"

„Gewiß,“ erwiderte die Mutter und küßte ihren Liebling, „aber es hat auch Rotkehlchen nicht vergessen; sieh nur dieses neue Kleidchen. Nun steht frisch auf und laßt Euch ankleiden. Doch sagt erst Euer Gebetlein zum lieben Gott.“

Sofort lag Fridel im Bettchen auf seinen Knieen, und begann, Augen und Hände zum Himmel erhoben, wie ein kleiner Engel im Flügelkleidchen treuherzig sein Sprüchlein:

Du mein Schutzgeist Gottes Engel
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durchs Thal der Mängel
Bis hinauf, hinauf zu dir!

„Auch Du!“ sagte die Mutter wieder zu Rotkehlchen.

Dieses dachte an seinen Traum, schaute auf Fridel und that wie er, wenn auch nicht so von Herzen.

Ein liebliches und zugleich ein großartiges Bild! Ein wahres Weihnachtsbild, wo des Christkindes Geburt schon herrliche Früchte trägt, wo zwei kleine Menschenseelen fast ohne ihr Wissen zu Gott und zum Himmel geführt werden durch die Liebe einer Mutter zu ihrem Heiland. Welch ein Schatz ist doch eine Mutter, die des Heilandes Stelle vertritt, und das Edelste auf der weiten Welt, die Kindesseele, nicht den Fremden und dem Gesinde überläßt! Wie schön und lieblich ist der Glaube, wie erhaben die Stellung des Vaters und der Mutter im Christentum, wie glücklich eine echt katholische Familie!

Jetzt wurden die Kinder gewaschen und angekleidet; Fridel hatte seine helle Freude an Rotkelchen in seinem hübschen Kleidchen. Dann ging man ins Wohnzimmer hinunter, wo der Christbaum wieder brannte, und der Vater am Frühstückstische saß. Erst empfing er den Morgen-

kuß seines Fridels, dann legte er auch Rotkehlchens Hände in die seinigen. Wie da die warme Milch und der Festtagskuchen schmeckte! Rotkehlchen hätte gewiß des Guten zu viel gethan, wenn die Mutter nicht schließlich gesagt hätte:

„So, nun ist es genug, Kinder!“

Fridel ließ sofort ab; Rotkehlchen aber, das von Gehorsam wenig kannte, und jedenfalls nicht begriff, warum man aufhören sollte zu essen, solange noch etwas vorhanden sei, hätte gewiß noch einmal zugegriffen, wenn das Beispiel seines neuen Brüderchens ihm nicht deutlich zu verstehen gegeben hätte, daß es ernst gemeint sei.

Nun war es Zeit geworden, das Haus zu verlassen, wenn die Kinder durch die Christmette noch einen höhern Begriff und tiefern Eindruck von der Größe, Liebe und Beseligung des Christkindes erhalten sollten, als der Christbaum und die Weihnachtsbescherung schon hinterlassen hatten.

Vom Eintritt in die Kirche an bis zum Schluß war die Kindesseele einfach überwältigt und überflutet von der ungeahnten Pracht, dem brausenden Jubel und der weihevollen Andacht. Kopf an Kopf standen da Tausende von Jung und Alt in ihren Festgewändern; hunderte von Lichtern erstrahlten durch die weiten Hallen; der Altar, auf dem in feierlichster Weise das menschgewordene Gotteslamm dem himmlischen Vater dargebracht wurde, prangte im herrlichsten Schmuck der Fahnen und Blumen; mächtig rauschten die Orgelklänge unter den hohen Gewölben und von tausend Stimmen erschollen die jubelnden Weihnachtslieder. Das war wahrhaft Gottesdienst, mit allem was Himmel und Erde nur Großes und Schönes bieten; das

war etwas für das edle Menschenherz: Anbetung, Dank und Freude, die nicht nur den Geist des Gebildeten in seiner ganzen Tiefe durchzitterten und aus dem Erdenstaub emporhoben, sondern auch das Herz des Kindes mit dem heiligen Schauer und dem süßen Gefühl der Gottesnähe erfüllten. Unauslöschlich muß sich das Bild dieser Feier und ihres Gegenstandes in die junge Seele eingraben. Das größte Geheimnis, die Menschwerdung Gottes, ist dem Kinde in seiner Erhabenheit verständlich, in seiner Lieblichkeit heilig geworden!

Die heilige Feier war beendet; unbeweglich hatten unsere Kleinen den Himmelsjubel gleichsam mit allen Sinnen eingesogen; mechanisch ließen sie sich hinausführen und erst nach einer Weile mit einem tiefen Atemzuge brachen die inneren Gefühle in der ernsthaften Frage Fridels hervor:

„Mama, ist es heute im Himmel wohl auch so schön?"

„Ja, mein Kind," entgegnete die Mutter, „und noch viel, viel schöner."

Fridel schwieg, und die Mutter ließ die Kindesseele unter dem Einfluß der göttlichen Gnade still in sich selbst arbeiten, bis der Eintritt in das Wohnzimmer von selbst andere Gedanken weckte.

Während der Vater seine Morgenpfeife anzündete, und die Mutter den Dienstboten ihre Weisungen gab, machten unsere beiden Kleinen die Runde um den Christbaum, um sich die guten Sachen näher anzusehen und die schönsten unter ihnen auszuspähen.

Dabei kam Rotkehlchen öfters in Versuchung, das Erreichbare heimlich abzuzupfen; dann gab es ein höchst interessantes Bild: der fünfjährige, gut erzogene Fridel

mit selbstbewußtem Ernst: „das dürfen wir nicht!“ und das sechsjährige Kind der Wildnis mit dem stummen Ausdruck der Verwunderung, als wollte es sagen: „dürfen? wenn es niemand sieht? warum denn nicht?“ Aber als ob ihm die Belehrung vom vorigen Abend und der nächtliche Traum über den Unsichtbaren, der alles sieht, wieder in den Sinn gekommen wäre, es ließ ab: Fridels ernstes Wort hatte seine Wirkung gethan.

Schließlich gab es noch eine wichtige und lange Arbeit: das wirkliche Rotkehlchen mußte gefüttert und ihm ein Plätzchen im Hause oder im Garten gesucht werden, wo es gegen Feinde geschützt war und jeden Lockruf hören konnte. In kurzer Zeit war das Vöglein Fridels kleiner Liebling.

Gegen Mittag kam Gustav, der Lehrjunge, ins Haus gestürzt und berichtete, daß er bereits die ganze Umgegend ausgeforscht habe, ohne fahrendes Volk anzutreffen. Dagegen habe er, soviel der Schnee zu erkennen gestattete, eine verlassene Lagerstätte gefunden, die Spur der Abgezogenen aber auf der Landstraße nicht verfolgen können.

„Siehst Du wohl?“ sagte Schwarz zu seiner Frau; „warum zieht die Bande noch vor den Festtagen im tiefen Schnee von der Stadt weg? das kann nur die Furcht wegen des entlaufenen Kindes sein. Also stimmt ihre Sache nicht.“

„Wir werden Rotkehlchen somit behalten!“ jubelte die Frau.

„Aber doch zugleich der Polizei Mitteilung machen müssen,“ entgegnete Schwarz.

Daß aber seine Erziehung nicht lauter Freude bringen würde, ließ Rotkehlchen, das sich bereits vollständig eingelebt hatte, beim Mittagessen die Eltern wieder mehrfach

ahnen. Zunächst war es ihm offenbar lästig und langweilig, daß man wieder erst stille stehen und schön andächtig zu dem sprechen sollte, den man nicht sieht, anstatt gleich frisch über das Essen herzufallen, wie Rotkehlchen das bisher in Gesellschaft des kleinen Bären und der mageren Hunde gewohnt gewesen. Die Mutter mußte wieder befehlen, zeigen, vorsprechen, und bemerkte dabei zu ihrem Leidwesen, daß die Kleine nicht gerne folgte.

„Nun," so tröstete der Vater mit der ihm eigenen nüchternen Ruhe, dafür ist ja noch kein Verständnis da; das wirst Du schon nach und nach hineinbringen."

Auch für Reinlichkeit, Anstand, Gehorsam hatte das wild aufgewachsene Kind kein Gefühl; und sollte der kleine Fridel nicht Schaden leiden, dann mußte Rotkehlchen von seinem ungebundenen Wesen recht bald entwöhnt werden.

Dazu war nun Frau Schwarz auf das Beste geeignet; und doch sollte sie dabei erfahren, daß es bei weitem leichter ist, dem jungen Menschenherzen die guten Eigenschaften und das christliche Verständnis beim ersten Erwachen des Geistes einzuflößen, als sie ihm später, wenn verkehrte Neigungen aufkommen oder bereits entwickelt sind, aufzuzwingen.

Frau Schwarz besaß ein glückliches Gemisch von liebenswürdigem, zärtlichem Gemüt und tiefernster Frömmigkeit. Das eine Auge war gleichsam voll Liebe und Sorge auf das Kind gerichtet, während das andere zu gleicher Zeit auf Gott den Herrn als Zeugen, Beweggrund und Helfer ihrer Arbeit blickte. Bei ihr paarte sich gewissenhafte Wachsamkeit mit einem genügenden Grad von Festigkeit und weiser Überlegung. Bei allen Sorgen für das Hauswesen erkannte sie doch als ihre erste und höchste Berufspflicht: die Erziehung ihrer Kinder für die Ewigkeit und den Himmel.

Rotkehlchen hinwieder erhielt auch bald mehr Verständnis von Gott und Gewissen; es sah vor sich das stille schöne Beispiel der Mutter und der übrigen; es erinnerte sich öfters daran, daß es von dieser Frau von der Straße aufgehoben und wie ihr eigenes Kind so zärtlich geliebt wurde. Aber es war eben ein leichtes Vöglein, das flüchtig an solchen Erwägungen vorbeihuschte, und dadurch andern und sich selbst noch viele bittere Erfahrungen verursachen sollte.

Zu Ostern wurde Rotkehlchen in die Schule geschickt und der Lehrerin mit der besonderen Bitte übergeben, das Kind zwar liebevoll und gerecht, aber stets fest und gleichmäßig zu behandeln. Es lernte ziemlich leicht aber ungern; war es unbewacht, so beschäftigte es sich gleich mit seinen eigenen Sachen. Am liebsten hätte es sich frei umhergetrieben, ohne viel zuzusehen: mit wem, wo und wie? Konnte und mußte das nicht mit den Jahren die größten Gefahren für das heranwachsende Mädchen herbeiführen?

Von dem jüngern aber verständigeren Fridel, der gern im Garten mit den Vögelchen sich beschäftigte, oder unter den Augen der Eltern mit bekannten Gespielen sich tummelte, suchte Rotkehlchen sich oft abzusondern, und dafür mit Gustav, dem Lehrjungen, im Hof und Warenlager sich zu schaffen zu machen. Die wachsame und verständige Mutter übersah das ebensowenig als sie es gern bemerkte. Sie wußte wohl, daß die Umgebung gleichsam Klima, Sonnenschein oder Sturm für die zarte Pflanze der Kindesseele sei.

Diesen Gustav aber müssen wir uns jetzt etwas näher ansehen, weil er uns leider noch oft begegnen wird.

Zweites Kapitel.

Der Raubvogel.

1. Naturbeschreibung.

Etwa zwei Monate vor dem heiligen Abend, an welchem Rotkehlchen in das Schwarz'sche Haus hineingeschneit war, trat eines Tages ein Bekannter und Jugendfreund zu Schwarz herein, der Stadtbaumeister Frey. Nach kurzer Begrüßung begann Herr Frey den Zweck seines Besuches auseinanderzusetzen.

„Du weißt, Schwarz, mit der Erziehung meiner Kinder geht es nicht nach meinen Wünschen; ich selbst bin zu wenig daheim, und meine Frau versteht's nicht. Du kennst sie ja: Schatten werfen auf der Promenade, anderes hatte sie als Mädchen, da ich als unerfahrener Student sie kennen lernte, nichts im Kopfe, und das ist leider bei der Hausfrau auch so geblieben."

Dem Stadtbaumeister war es offenbar ein Bedürfnis und eine Erleichterung, seinem verhaltenen Ärger Luft zu machen. Allein seinen Zuhörer berührte dieser aufgezwungene Einblick in fremde Familienverhältnisse offenbar peinlich, er rückte auf seinem Stuhl, und Frey suchte daher seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Nun ja," fuhr er fort, „ich gönne ihr das kindliche Vergnügen, wenn nur die Kinder nicht darüber vernach-

lässigt würden. Da denke ich zunächst an meinen Ältesten den Gustav; der zählt vierzehn Jahre, ist konfirmiert, sitzt auf der Quinta, lernt nichts, macht jede Klasse zweimal ab, und führt allerlei schlimme Streiche aus; kurzum, der Junge muß aus dem Hause und unter ein strammes Regiment kommen."

„Und da soll ich wohl —"

„Den Jungen in Dein Haus nehmen! ja, das ist mein Anliegen."

„In mein Haus aufnehmen? Aber, lieber Freund, das kann ich aus Rücksicht auf mein eigenes Kind nicht ohne gründliche Überlegung thun."

„Nun, ich weiß ja von meiner Jugendzeit her, wie es hier im Hause zugeht, und da wäre ich schließlich schon zufrieden, wenn der Junge für den Tag in Deine Familie, für die Nacht nach Hause käme."

„Das ließe sich versuchen. Aber noch eins, Frey: Du weißt, in meinem Hause geht alles religiös und zwar katholisch zu; da darf nicht über Religion gespottet und kein anstößiges Gerede geführt werden, und bei Tisch wird laut gebetet. Wie soll ich es denn da mit Deinem Gustav halten?"

„Freund, Du weißt ebensogut, daß auch in dem Hause meiner Eltern, die gläubige Protestanten waren, die Religion stets hochgehalten, und bei Tisch sowie morgens und abends gemeinsam gebetet wurde. Wenn das jetzt durch die Gleichgültigkeit meiner Frau anders geworden ist, so wird es dem Gustav sehr gut thun, wenn er zu allem angehalten wird, wie jedes andere; was speziell katholisch ist, natürlich ausgenommen. Im übrigen handle mit meinem Gustav, wie Dein Vater es mit Dir gemacht hat." —

Die zwei Männer waren bald einig. Weniger davon erbaut zeigte sich Frau Frey, und es entschlüpften ihr einige Bemerkungen über Mucker und Betbrüder. Gustav hingegen, der Herrn Schwarz wenig kannte, zog ebenso leicht in das Geschäft, wie bisher auf das Gymnasium; ihm war beides gleichgültig, und „er würde die Zeit schon tot schlagen." Da war er aber bei dem däftigen Kaufmann an den rechten Mann gekommen.

Aus Liebe und Freundschaft zu dem biedern Stadtbaumeister nahm Schwarz die Behandlung Gustavs für die ersten acht Tage selber in die Hand; nachher konnten dann der Buchhalter und die Kommis mit seiner Auktorität wie mit einer bekannten Größe bei Gustav rechnen.

Vom frühen Morgen bis abends spät mußte Gustav Trepp' auf und ab Waren tragen, putzen und packen; und wo es etwa nicht flink oder ordentlich hergehen wollte, da half Vater Schwarz ohne viele Worte mit einem kräftigen Griff oder Klapps nach, der noch stundenlang im Gedächtnis des Empfängers haftete.

Gustav merkte, daß hier nicht zu spaßen sei, und einige Tage suchte er sich der Sachlage anzubequemen. Aber dann hielt es ihn nicht länger, die alte Freiheitsliebe brach durch, und plötzlich war er wieder bei Mutter. —

Früher hatte er trotz oder wohl gerade wegen ihrer Nachsicht und Gleichgültigkeit in der Erziehung wenig Achtung gegen sie gezeigt; jetzt aber hoffte er seine Klagen und Pläne bei ihr durchzusetzen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Vater gemacht. Wie dieser kurz darauf nach Hause kam und Gustav erblickte, begriff er sofort die ganze Sache; und ohne sich weiter auf Erklärungen einzulassen, setzte er den Hut wieder auf,

nahm den Stock in die Hand, und mit den Worten: „Marsch, voran!“ wollte er den Flüchtling auf demselben Wege zurückführen, den dieser gekommen.

„Aber so höre ihn doch erst an!“ mahnte die zärtliche Mutter.

„Geschieht bei Schwarz,“ entgegnete lakonisch der unerbittliche Hausherr, der seine Pappenheimer wohl kannte.

Zehn Minuten später stand Gustav etwas geknickt wieder vor seinem Prinzipal, der bei dem sonderbaren Aufzug keine Miene verzog.

„Nun, Gustav,“ begann Herr Frey, „was ist Dir hier unrechtes widerfahren?“

Keine Antwort.

„Warum bist Du denn ohne meine Erlaubnis davongelaufen?

Wiederum keine Antwort.

„So, mein Junge, dann muß ich wohl Deinem Verständnis und deinem Gedächtnis etwas nachhelfen, damit du endlich lernst, Deinen Hang zur Freiheit niederzuhalten;“ und damit fühlte Gustav auch schon des Vaters Stock nachdrücklichst auf seinem Rücken spielen.

Alsdann nahm der gestrenge Herr Vater ruhig seinen Hut und sagte, als ob nichts geschehen wäre:

„Adieu Schwarz, entschuldige die kleine Störung. Adieu Gustav!“

Binnen einer guten halben Stunde waren Flucht, Rückkehr und Aufklärung einander gefolgt, und Gustav hatte die kurze Lektion gut verstanden.

Dagegen brauchte er schon nach einigen Tagen eine andere von seiten seines Prinzipals. In seine Lage hatte

er sich zwar ergeben, und er nahm an den vorkommenden Arbeiten ziemlich regen Anteil; doch verfiel er bald in einen andern seiner vielen Fehler, nämlich frei und frech mit groben Schimpfnamen, Fluchen und schmutzigen Redensarten um sich zu werfen, ja sogar Spöttereien über religiöse Dinge zu treiben.

„Gustav, komm einmal mit mir,“ rief ihm der Prinzipal eines Tages zu; und Gustavs böses Gewissen, sowie die lebhafte Erinnerung an die frühere Prozedur ließen ihn doch mit etwas Herzbeklemmung dem ernsten starken Manne allein in dessen Zimmer folgen; seine Blicke forschten unwillkürlich die Ecken des Raumes nach einem gewissen gefürchteten Instrumente aus. Zu seiner Beruhigung begann der Prinzipal mit einem kleinen Lächeln ganz freundlich:

„Komm nur heran, heute soll es noch ohne Unannehmlichkeiten abgehen! Doch höre ich, Du habest in meinem Hause von Unsinn und Heuchelei der Pfaffen gesprochen. . .“

„Ja, aber,“ fiel Gustav alsbald ein, „ich meinte nicht die Ihrigen, sondern die unsrigen; und Mama sagt, die glaubten selber nicht an ihren Unsinn.“

„Du hast aber von Marien- und Papstanbetung, von heiligen Knochen und Lappen geschwätzt. . . .“

„Und das haben wir auch im Konfirmanden-Unterricht gelernt,“ erwiderte der Junge schon frech.

„So, das ist mir einerlei; nun höre einmal gut zu,“ sagte Schwarz mit erhobenem Zeigefinger; die wuchtige Hand, aus welcher dieser Finger herauswuchs, weckte augenscheinlich Gustavs Aufmerksamkeit und Verständnis. „Daß das Stückchen von der Marienanbetung u. dgl. eine Lüge ist, das hast du wohl bei uns schon selbst gemerkt; von den andern religiösen Dingen aber verstehst du offenbar sehr

wenig, und darum verbitte ich mir von jetzt an jede Spötterei, sowie jede schlechte Rede. Wenn Du aber in bezug auf Deine eigene Religion oder Eure Geistlichen etwas auszusetzen hast, dann wende Dich an Deinen Vater. Hier in meinem Hause werden solche Schimpfereien nicht gestattet. Hast Du mich nun gut verstanden?" so schloß der Prinzipal mit einem zärtlichen Druck auf Gustavs Arm.

Der verzog das Gesicht und antwortete schnellstens:

„Jawohl, Herr Schwarz!"

„Dann rate ich Dir gut: richte Dich also darnach, sonst müßte ich Deines Vaters Stelle einnehmen." —

Das war ein deutlicher Wink. Gustav wurde nun zwar nicht innerlich frommer und besser, es war zu spät; aber er hütete sich nach außen hin, that seine Arbeit, und man konnte ihm nicht viel anhaben.

Da kam Weihnachten und das Rotkehlchen; und hatte Gustav gleich anfangs eine Vorliebe für das kleine unbändige Ding gefaßt, so währte es auch nicht lange, bis Rotkehlchen ebenfalls in dem verschmitzten, leichtfertigen Lehrjungen eine verwandtere Natur erkannte und seine Nähe aufsuchte.

Nun war die gewissenhafteste Wachsamkeit einer Mutter wohl am Platze, und Frau Schwarz hatte dabei nicht bloß Rotkehlchen im Auge, sondern auch ihren Fridel. Sie war vernünftig genug, der ungemein tiefen und gleichmäßigen, bisher so glücklich verlaufenen Erziehung ihres jüngsten und einzigen Kindes nicht blindlings zu vertrauen, und zu denken: oh, mein Fridelchen ist ein Engelchen, der thut nichts Böses. Übertrieben zärtliche Liebe ist ja das beste Mittel, um gutgeartete Kinder zu verderben, und hat schon manches Kind recht unglücklich gemacht, und die

Mutter dazu. Ist doch die Unschuld, diese schönste Zierde der Jugend, diese Vorbedingung jeder Erziehung, diese beste Grundlage des Lebensglückes, ein sehr gebrechliches Ding: leicht geht sie verloren und schwer ist sie wiederzugewinnen; eine Lilie, die keine grobe Hand verträgt. Darum soll eine wahre Mutter nicht bloß beten, sondern auch wachen über die unerfahrene, von vielen Feinden bedrohte Jugend.

Glücklich das Kind, das eine solche Mutter besitzt und — auf sie hört!

2. Kurze Störung.

So gingen drei Jahre dahin, und Gustav hatte seine Lehrzeit beendet. Sein Vater war mit dem Erfolge leidlich zufrieden, und ließ dem jungen Menschen mehr Freiheit, sah es aber doch gerne, daß der Siebenzehnjährige noch einige Zeit im Schwarzschen Hause verbleibe. Gustav selbst hatte sich dort auch zurechtgefunden, und manches in der geordneten, stets liebevollen Familie mußte ihm doch zusagen.

Kurz und gut; am Ende seiner Lehrzeit ging er zu seinem Prinzipal und sagte:

„Herr Schwarz, meine Zeit ist um; aber ich möchte Sie in meinem und meines Vaters Namen ersuchen, das Verhältnis einstweilen so fortbestehen zu lassen."

„Soll mir recht sein," erwiderte der Prinzipal, „so lange ich sonst zufrieden sein kann."

Andere Fragen, wie Gehalt und Arbeitszeit, waren bald bereinigt, Gustav war Kommis, und alles ging seinen gewohnten Gang.

Rotkehlchen zählte bereits elf Jahre und wurde aus der Volksschule in die höhere Töchterschule versetzt. Fridel,

zehn Jahre alt, kam an das Gymnasium und gehörte bald zu den ersten seiner Klasse.

Da nahte die Zeit, wo Rotkehlchen mit zwölf Jahren alt genug gewesen wäre, um zur ersten heiligen Kommunion zugelassen zu werden. Allein der Seelsorger vermißte bei ihr noch den nötigen Ernst für den wichtigsten Tag im Leben eines Kindes, und das rechte Verständnis für die heilige Sache; er schob daher die Feier auf das nächste Jahr hinaus. Die fromme Mutter sah es ungern; der Vater aber sagte:

„Ich bin der Ansicht des Herrn Pfarrers; auf jeden Fall gehört es zu seinem Amt, das zu entscheiden,“ und die Frau war zu vernünftig, um hiergegen etwas einzuwenden.

So kam es, daß dann im folgenden Jahre dem Hause Schwarz eine große Freude widerfuhr: beide Kinder feierten zusammen ihre erste heilige Kommunion, der zwölfjährige angehende Quartaner Fridel, der beste seiner Klasse, unschuldig und fromm, begabt und fleißig; und das dreizehnjährige Rotkehlchen anders geartet, aber diesmal doch mit ausgesprochen gutem Willen und ernstlicher Vorbereitung.

Zu Weihnachten hatte die Mutter das Mädchen allein zum Christbaum an die Krippe geführt.

„Mein Ännchen,“ diesen christlichen Namen führte Rotkehlchen an Stelle des früheren Schwesterchens von Fridel, „weißt Du noch, wie Du als armes, verlassenes Kind hier in unser Haus gekommen bist, uns und Dir selbst bis jetzt noch ein Geheimnis?“

„Ja Mama, ich weiß es noch,“ erwiderte innig das Mädchen, dessen Herz wohl leicht und flüchtig, aber nicht

undankbar und boshaft war, und schmiegte sich dabei an die gütige Frau. Diese fuhr fort:

„Verstehst Du auch wohl, wem Du diese Wohlthat verdankst?“

Rotkehlchen blickte auf die Krippe, es fühlte wohl im Innern dasjenige, was die Mutter ihm nahelegen wollte; es regte sich auch der innige Vorsatz, sich dafür dankbar zu erweisen. Aber solche fromme Gedanken in Worten auszusprechen, das widerstrebte dem eigenartigen Charakter dieses Kindes. Es nickte bloß mit dem dunkeln Köpfchen, und die kluge Mutter sprach es nun an seiner Statt aus:

„Nicht wahr, das Christkind hat es so gut mit Dir gemeint, und hat Dich am heiligen Abend zu uns gebracht, jetzt sind es sieben Jahre, und uns hat es eingegeben, daß wir aus Liebe zu ihm Dich wie unser Kind aufnähmen und erzögen.“ —

Während Rotkehlchen sich daran erinnerte und damit seinen bisherigen Lichtsinn zusammenstellte, feuchteten sich doch die feurigen schwarzen Äuglein, und die Mutter fuhr freundlich fort:

„Nun sieh, liebes Ännchen, noch einige Monate, und dieses liebevolle göttliche Kind will in der heiligen Kommunion in Dein Herz wie in eine Krippe gelegt werden. Kennst Du nicht die schöne Sage, nach welcher das Rotkehlchen dem Heiland am Kreuze mitleidig die Blutstropfen von der Stirn und aus den Augen küssen wollte, so daß ihm bei der Arbeit die Brust blutig gefärbt wurde? So ein Rotkehlchen solltest Du in der Zeit sein, das aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Heiland sich ernstlich bemüht, gehorsam, unschuldig und fromm zu sein, damit er

Deine verständige Erkenntlichkeit sieht, und gerne zu Dir kommt. Willst Du?"

„Ja ja, liebe Mama," schluchzte nun Rotkehlchen heftig, „das will ich ja immer, und ich will es jetzt noch mehr, Du sollst es sehen; aber ich vergesse das so leicht," und die heißen Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Nun, liebes Kind, dafür bin ich ja da, um dich wieder zu erinnern; höre dann nur zu, und alles wird gutgehen, und Du wirst so glücklich sein."

Und in der That, das war eine schöne Zeit für das gottliebende Mutterherz! Rotkehlchen hielt sich zu Hause meist bei der Mutter auf, oder lernte mit Fridel zusammen den Katechismus; täglich zur bestimmten Stunde suchten beide die Kirche auf, um gemeinsam zum göttlichen Heiland im Tabernakel und zur lieben Mutter Gottes um eine gute erste heilige Kommunion zu beten.

Als dann der ernste Tag herannahte, das Herz durch eine aufrichtige Generalbeicht ganz gereinigt und mit den besten Vorsätzen, mit Liebe und Verlangen für den himmlischen Gast würdig geschmückt war, da traten die glücklichen Kinder mit dem sichern Gefühle zum Tisch des Herrn, daß ihr Schutzengel sie geleite, daß der himmlische Vater sie als seine Kinder in die Arme schließe und ihnen das liebe Christkindlein, seinen eingebornen Sohn, an das Herz lege. Er war wahrhaft der schönste Tag für die Kinder und die Eltern, wie keine Welt ihn schaffen kann; alle hatten ja heute ein und denselben Heiland und Erlöser in sich aufgenommen, an dessen Krippe die Engel gesungen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden.

3. Boshafter Angriff.

Trau, schau, wem!

Die Tage und Monate fließen dahin, für die einen mit Schule und Spiel, für die andern mit Sorge und Arbeit. So ging es auch im Schwarz'schen Hause; da sollte eine wichtige Veränderung unter den uns bekannten Personen eintreten.

Gustav war allmählich ein Mann geworden, nicht ohne Geschick im Geschäft, aber von leichtfertigem Betragen und Charakter. Die Zeit vor und nach der ersten heiligen Kommunion Rotkehlchens hatte er sich mit seinen Schäkereien zurückhalten müssen. Der ungewöhnliche Ernst und Eifer des sonst so übermütigen Mädchens verfehlte nicht einen gewissen Eindruck, und hätte beinahe in Gustavs kaltem Innern einen guten Gedanken zuwege gebracht. Als aber Rotkehlchens Naturanlage nach und nach wieder mehr zum Vorschein kam, so wagte auch Gustav sich wieder hervor.

Er verfügte jetzt über Geldmittel, und wußte bald durch kleine Geschenke für den Gaumen oder die Eitelkeit das Herz des vierzehnjährigen Kindes noch mehr als früher für sich einzunehmen. Durch Vorsicht und erkünstelte Gleichgültigkeit gelang es ihm auch, die Aufmerksamkeit der Eltern längere Zeit zu täuschen.

Größeres Unheil sollte jedoch durch die Dazwischenkunft Fridels einstweilen verhütet werden.

Eines Tages fand er Rotkehlchen in einem einsamen Winkel, ganz gegen ihre Gepflogenheit, so in eine Lesung vertieft, daß sein Kommen völlig unbemerkt blieb. —

„Ei, wie fleißig!" neckte er.

Rotkehlchen wurde über die Maßen rot, schlug das Buch hastig zu, und suchte es zu verbergen.

„Was ist denn das, darf ich das nicht sehen?“ fragte Fridel gutherzig.

„Nein,“ gab Rotkehlchen schnippisch zurück.

„Ännchen,“ sagte Fridel ernst, „das ist gewiß nichts Gutes, wenn Du es mir nicht zeigen willst. Nun, ich will es auch nicht sehen, aber dann zerreiß das Buch und wirf es weg; komm,“ und damit wollte er das Buch an sich nehmen.

„Das geht Dich gar nichts an,“ erwiderte Rotkehlchen mit einer Gereiztheit, wie sie nur die gestörte böse Leidenschaft erzeugt.

Instinktiv fühlte Fridels unverdorbenes Gemüt, daß hier Gefahr in Verzug sei. Sein kräftiger Charakter war aller Angeberei abhold. Aber seine herzliche und gewissenhafte Bruderliebe sagte ihm, daß hier jegliche Rücksicht zurücktreten müsse, um seine Schwester vor Schlimmerem zu schützen. Er teilte also der Mutter den Vorfall mit, und nun mußte Rotkehlchen mit dem Buche herausrücken; es war ein schlüpfriger Roman.

„Von wem hast Du das?“ fragte die Mutter sehr betroffen.

„Von Gustav.“

„Hast Du noch mehr von ihm bekommen?“

Nun scheute sich Rotkehlchen zwar schon nicht mehr vor einer Lüge; aber aus Furcht, daß bei einer Durchsuchung die Sachen doch gefunden werden könnten, brachte sie noch eine Photographie, eine Broschüre u. dgl. zum Vorschein.

Stumm und traurig verließ die Mutter das Mädchen, in dessen Herz Furcht und Trotz miteinander kämpften; sie wollte die Sache erst in Ruhe überlegen und mit ihrem Mann besprechen.

„Ist es soweit!" sagte Schwarz ernst; „den Fuchs zu verjagen, ist ja nicht schwer, aber das Kind so gescheit zu machen, daß es ihm nicht in den Rachen nachläuft, wird wohl kaum gelingen."

Damit nahm er das Buch, ging ins Komptoir an Gustavs Schreibtisch und fragte ihn, ob er dieses Buch als das seinige erkenne.

Gustav wurde verlegen, stotterte ein „ja, aber" und wollte noch Erklärungen geben, die aber der Prinzipal kurzweg abschnitt.

„Einen so elenden Wicht," sagte er vor allen Anwesenden in gerechtem Zorn, „der unschuldigen Kindern schlechte Bücher heimlich zusteckt, kann ich in meinem Hause auch nicht einen Augenblick dulden. Marsch, hinaus auf der Stelle!"

Gustav, rot vor Scham und Zorn, nahm seinen Hut und schlich hinaus wie der Fuchs, den man im Hühnerstall überrascht. Ein häßliches Schimpfwort zwischen den Zähnen murmelnd, fügte er noch unter der Thüre leise hinzu: „so, nun will ich sie erst recht fangen, du alter Mucker!"

Der alte Frey zürnte über seinen Sohn, aber auch über Schwarz. Wenn er ihm auch in der Sache Recht geben mußte, so ärgerte ihn doch die schroffe Form; und da die Mutter und der Sohn selbst in der heimlichen Spielerei des zweiundzwanzigjährigen mit der vierzehnjährigen nichts Verkehrtes finden konnten, so entstand bald ein unfreundlicher Briefwechsel zwischen den zwei Männern, und

bei Frey auch eine gehässige Stimmung. Das ging soweit, daß der Stadtbaumeister bei den nächsten Stadtratswahlen gegen Schwarz heftig agitierte und sich sogar hinreißen ließ, gegen sein besseres Wissen die liberalen Lügen von ultramontanen Heuchlern, Erbschleichern, Reichsfeinden gegen Schwarz in Anwendung zu bringen. Freilich hat sein ehrlicher Charakter sich dessen bald geschämt, und später es wieder gut zu machen gestrebt.

Mit ähnlichen Schlagwörtern gegen seinen tüchtigen und biedern Prinzipal suchte auch Gustav seinen Streich und seinen gemeinen Charakter zu verdecken. Er fand bald Stellung in einem Hause, wo seine Fehler und Streiche bei alt und jung als Lappalien betrachtet wurden. Um so ungestörter konnte er jetzt darauf ausgehen, mit Rotkehlchen zusammenzutreffen; und da das Evaskind, einmal von der Schlange geködert, nun auch die Gelegenheit zu den verbotenen Äpfeln aufsuchte, so war die Sache durch Gustavs Entlassung fast schlimmer als besser geworden. Doch in Gottes Hand ist jedem Schutz und Hilfe für alle Verhältnisse zugesichert.

Drittes Kapitel.

Rotkehlchens Freunde und Schützer.

1. Der treue Wächter.

„Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten: Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten."

Die Sache ging nun eine zeitlang weiter, konnte aber schließlich der Familie doch nicht unbekannt bleiben. Ein Brief von Schwarz an den alten Frey blieb ohne Erfolg, da Gustav sich durch seinen Vater noch weniger in seinen Lebensanschauungen stören ließ, als durch seinen früheren Prinzipal. Ermahnungen bei Rotkehlchen fruchteten stets nur für einige Tage.

Endlich war Schwarz es müde. Eines Tages saß er nachdenklich beim Nachmittagsthee, und blies aus seiner Pfeife dicke Rauchwolken vor sich hin.

„Frau," brach er kurz und entschieden das Stillschweigen, „das geht nicht mehr so weiter!"

„Was denn?" fragte die Frau erstaunt.

„Mit dem Mädchen; das Ding geht dabei zu Grunde, und selbst unser Fridel leidet auf die Dauer durch das heimliche, mürrische, unregelmäßige und unfromme Wesen seiner Pflegeschwester Schaden."

„Ja," seufzte die Mutter, „wenn ich nur wüßte, wie da zu helfen wäre! Du weißt, ich liebe das Kind seit dem

Tage seines Eintritts in unser Haus und möchte so gerne sein Glück herbeiführen."

„Deshalb eben muß es aus dem Hause, meine ich," erwiderte ruhig und kühl der Vater; „Anna ist fünfzehn Jahre alt, sie soll arbeiten und etwas lernen, dafür will ich nun sorgen."

„Mein Gott! jetzt schon? Sie ist ja wie unser Kind gehalten, und wir haben uns so daran gewöhnt. Was wird aus ihr in einem fremden Hause werden, wo sie dem gemeinen Menschen noch eher zum Opfer fallen müßte?"

„Immerhin," entgegnete der Vater mit der Sicherheit reifer Überlegung, „ist es nicht unser eigenes Kind, und ich will doch zuerst für unsern, Gott sei Dank! noch unverdorbenen Fridel Schutzmaßregeln ergreifen. Und was Anna betrifft, so soll sie auch nicht hier in E. bleiben, sondern nach O. kommen, wo sie, ohne gänzlich unserm Auge entrückt zu sein, in einem feineren Hotel Küche und Haushalt und alles lernen kann, um später ihr Fortkommen zu finden. Wenn sie sich dann dort ordentlich anläßt, soll es ihr auch später an der Aussteuer und Mitgift nicht fehlen."

Frau Schwarz hätte gern noch Einwendungen gemacht, denn ihr selbst ging der Verlust sehr nahe; allein sie wußte, daß ihr Mann mit dem Kinde es gut vorhatte, daß er mit seiner Menschenkenntnis und Lebenserfahrung alles wohl überlegte, und dann ohne gute Gründe von seinem Vorhaben nicht abzubringen war. Solche fand sie aber nicht, und so ergab sie sich mit schwerem Herzen in das Unvermeidliche.

„Nur möchte ich dem Kinde die Sache beibringen," bat die Mutter.

„Thu das, es ist mir sehr recht; aber nicht vor dem Tage der Abreise,“ riet sehr klug der Vater.

Sogleich gab sich die Mutter daran, Rotkehlchens Ausstattung anzuordnen und auf das beste zu besorgen. Als der bestimmte Tag herangekommen, wurde Rotkehlchen nach dem Abendessen von den Eltern zurückbehalten.

„Ännchen,“ begann die Mutter freundlich und unbefangen, „Du brauchst morgen früh nicht zur Schule.“

„Das ist aber schön,“ jubelte Rotkehlchen, „wir hätten morgen bei Dr. Klaren Religionsstunde gehabt, und der nimmt es mit allem so genau; ich mag ihn gar nicht leiden.“

Rotkehlchen hatte durch diese verkehrte Rede sich selbst angeklagt, und schon wollte der Vater eingreifen, um ihr das Köpfchen zurechtzusetzen; aber er bezwang sich, da die Mutter die Sache ganz in seinem Sinne anfaßte.

„Nun ja, Anna,“ sagte sie, „ich glaube gerne, daß das Studieren und Stillsitzen wenig Zusagendes für Dich hat.“

Rotkehlchen begriff seinen Fehler, fühlte den feinen Tadel und senkte abgewandt das Köpfchen.

„So, Kind,“ fuhr die Mutter nun in ernstem Tone fort und erfaßte dabei Rotkehlchens Hand, nun will ich Dir in aller Kürze eine bedeutsame Mitteilung machen.“

Das Mädchen schaute erschreckt auf, eine plötzliche Ahnung, daß seine leichtfertigen Worte etwas Schlimmes zur Folge haben könnten, überkam es, und vor seiner Phantasie tauchte abschreckend der armselige Zigeunerwagen auf. Die Mutter aber fuhr fort:

„Anna, Du hast hier im Hause durch Gottes Fügung die beste Gelegenheit gefunden, für das Glück Deines spätern Lebens an Leib und Seele Dich auszubilden. Wir

sehen aber mit Bedauern, daß Du keinen Eifer für die Schule hast, zu Hause nichts Ordentliches thun und lernen willst, und Dich trotz aller Ermahnungen von dem leichtsinnigen Gustav nicht fern hältst; mit einem Worte: wir fürchten mit Recht, hier wird nichts aus Dir, und darum mußt Du aus dem Hause."

Bis dahin hatte Rotkehlchen erwartungsvoll zugehört, jetzt aber brach sie auf den Knieen der Mutter schluchzend aus:

„Nein, nein! Mama, schicke mich nicht weg, es soll alles anders werden!"

Bei diesen Worten fühlte die Mutter heiße Thränen auf ihre Hand niederrollen; wie gerne hätte ihr gutes Herz das Versprechen angenommen! Mit feuchten Augen blickte sie fragend zum Vater hinüber. Doch dieser saß ruhig da, und blickte auf die rührende Scene, gerade als ob das alles programmäßig so bestimmt oder doch vorausgesehen wäre, und beantwortete die stumme Frage mit einem verneinenden Kopfschütteln. Die Mutter nahm sich also wieder ein Herz, und fuhr etwas zärtlicher fort:

„Nein, Kind, Du sollst ja nicht aus der Familie verstoßen, sondern nur von Deinem angeborenen Leichtsinn geheilt werden, damit Du Deine Unschuld bewahrest und später glücklich werdest. Darum sollst Du anderswo suchen, etwas zu lernen und zu arbeiten; thu' das und hüte Dich vor leichtfertigen Streichen, dann ist alles gut, und Du bist uns lieb und stets willkommen."

Sie hob das Mädchen auf, aber Rotkehlchen warf sich in einen Sessel und weinte.

Herr Schwarz dachte, es sei nun genug verhandelt, und für seine Frau, die doch seit einiger Zeit schon an

einem bedenklichen Herzübel litt, sei es besser, ein Ende zu machen.

„Anna," sagte er in beruhigendem Tone, — das Weinen hörte auf, und Rotkehlchen stand vor ihm, — „Anna, Du hast es nun gehört, das ist die letzte Maßregel, die zu Deinem Besten getroffen wird. Nun werde endlich vernünftig und benutze dieselbe. Morgen früh um zehn Uhr ist alles zur Abreise bereit. In der Frühe könntest du noch zu den heiligen Sakramenten gehen, um zur glücklichen Ausführung Deiner Vorsätze Gottes Segen zu erflehen. Gute Nacht, mein Kind!"

Rotkehlchen küßte stumm die Hand ihres ernsten Wohlthäters, und die Mutter begleitete sie unter tröstlichen Worten zum Schlafzimmer.

Lange lag Rotkehlchen schlaflos und unruhig auf ihrem Lager. Alles zog an ihrem Geiste vorüber: das empfangene Gute, ihre vielen Fehler, die jetzige Anordnung der Abreise. Dank und Zorn, Reue und Eigensinn kämpften in dem unruhigen Herzen. Was wird es noch kosten, bis dieser Charakter sich geklärt und gesetzt hat!

Am folgenden Morgen ging Rotkehlchen mit gemischten Gefühlen, nicht widerstrebend, aber auch nicht mit innerlichem vertrauensvollem Verlangen zum Tische des Herrn, von der Mutter begleitet. Der Beichtvater, der sie vor zwei Jahren zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet hatte, erinnerte sie heute an das Glück jenes Tages und mahnte sie noch besonders, niemals ihr Morgengebet zu unterlassen, und alle vier bis sechs Wochen ihrem Heilande im Sakramente sich zu nahen, an dessen Krippe sie die größten Wohlthaten empfangen habe.

Von der Kirche zurückgekehrt, war Rotkehlchen bedeutend ruhiger, und als um zehn Uhr der Wagen vorfuhr,

fiel schon keine Thräne mehr. Die Neugierde auf die Zukunft war bereits das vorwiegende Gefühl beim Abschied.

Fridel war erst am Morgen von seinem Vater über die Angelegenheit unterrichtet worden. Er hatte das klare entschiedene Wesen seines Vaters geerbt, das bei ihm zwar noch mit jugendlicher Lebhaftigkeit glücklich gemischt war; er sah daher die ganze Sache als etwas Selbstverständliches an.

„Adieu, Rotkehlchen!" sagte er heiter, indem er ihr den Abschiedskuß gab; „schreibe einmal bald, wie es Dir dort drüben ergeht, oder noch besser, komme herüber und erzähle es uns."

Frau Schwarz stieg mit in den Wagen, die Thür wird zugeschlagen, die Pferde ziehen an, einiges Tücherschwenken und sie sind um die nächste Straßenecke.

2. Ein ungleicher Bruder.

„Gut ist's dem Menschen, wenn er das Joch
des Herrn von Jugend auf getragen."

Bevor wir Rotkehlchens weitere Schicksale verfolgen, wollen wir vorher Fridels nächste Jahre, der ja jetzt von seiner Schwester längere Zeit getrennt bleibt, kurz überblicken.

Er war Obertertianer, die Freude seiner Eltern, der Liebling seiner Lehrer, und von allen Mitschülern als liebenswürdiger Kamerad gesucht und geachtet. Wie schon berichtet, hatte die fromme und kluge Mutter seiner Erziehung von Anfang an die größte Sorgfalt gewidmet, und bei den männlichen, vom Vater ererbten Anlagen des Knaben ohne besondere Schwierigkeiten den schönsten Erfolg erzielt. Der Umgang und zeitweilige Kampf mit der

ganz entgegengesetzten Art seiner Pflegeschwester konnte dann nur dazu beitragen, Fridels Charakter zu befestigen und frühzeitig selbständig zu machen.

Die jetzige Veränderung im väterlichen Hause sollte aber doch nicht ohne Einwirkung an ihm vorübergehen. So wenig Übereinstimmendes die zwei heranwachsenden jungen Leutchen gezeigt hatten, so fühlte Fridel doch schon wenige Wochen nach Rotkehlchens Abreise im Verlaufe des alltäglichen Lebens eine erhebliche Lücke. Er gab sich in seinen Mußestunden nun freilich noch mehr als bisher mit den zutraulichen Vöglein ab, die ihn stets an sein Rotkehlchen erinnerten. Jährlich nistete nämlich ein Pärchen im Garten und ließ ohne Furcht und Scheu die fürsorglichen Arbeiten Fridels in der Nähe des Nestes und des Fütterungsplatzes geschehen. Jeden Spätherbst wurde dann einer der jungen Vögel leicht gezähmt, der nun von selbst im Garten und Haus überwinterte, und auf den leisesten Lockruf auf die Hand geflogen kam, um seinen Leckerbissen zu holen.

Das waren liebliche Stunden der Muße und Erholung; aber es gab doch auch Tage, wo die Einsamkeit sich fühlbar machte, und wo Langeweile sich einstellte. Die Folge davon war, daß Fridel mehr Kameradschaft und Unterhaltung nach außen suchte; und wenn er auch niemals mit einem schlechten Menschen auch nur eine Stunde lang sich aufhielt, geschweige denn Freundschaft geschlossen hätte, so war doch der häufigere Umgang mit manchen Mitschülern, die ihm an Anstand und Fleiß, an Frömmigkeit und Unschuld bei weitem nicht gleich kamen, nur zu geeignet, auf seine Richtung abkühlend und herabstimmend einzuwirken.

Es ist ja das Wesen der Freundschaft, daß sie Ähnlichkeit sucht und schafft; und es bleibt leider nur zu wahr, daß der bessere Teil viel leichter geneigt ist, sich dem an-

dern irgendwie anzupassen, als umgekehrt. Im günstigsten Falle wird es meistens so gehen, wie wenn die warme Hand die kalte reibt: die letztere wird wärmer, die erstere kälter.

Kurz: nach und nach zeigten sich bei Fridel Erscheinungen, die man früher nicht an ihm bemerkt hatte: zuweilen war eine Arbeit weniger sorgfältig angefertigt; zuweilen kam er zum Beginne des Hausstudiums verspätet heim; einigemale auch unterließ er die gewohnte tägliche Messe an einem nicht gebotenen Tage wegen eines nicht dazu aufgelegten Kameraden usw. usw. Ist aber die Nachlässigkeit einmal eingerissen, dann wird es dem Menschen, und besonders der Jugend sehr schwer, aus eigenem Trieb wieder auf die frühere Höhe sich hinaufzuschwingen.

Zum Glück für Fridel waren seine Lehrer Männer, die Amt und Beruf nicht als bloßen Broterwerb betrachteten; die nicht mit der Ausfüllung ihrer wöchentlichen Stunden oder der Bewältigung ihres Jahrespensums sich begnügten, sondern mit Begeisterung und Aufopferung ihre heilige Aufgabe ganz und vollständig zu lösen suchten, nämlich den Geist ihrer Schüler mit guten Kenntnissen zu bereichern, aber ebenso sehr das Herz und den Charakter derselben innerlich zu bilden, zu veredeln und für die wahren und einzigen Ideale der Wahrheit und des Rechtes zu begeistern. Mit einem Wort, sie waren Lehrer der Jugend in der vollen, tiefen Bedeutung des Wortes.

Das galt besonders von Fridels Klassenordinarius Dr. Stark, der durch die tiefchristliche Erziehung seiner eigenen Kinder den Eltern seiner Schüler das größte Vertrauen einflößte und zugleich als das Muster eines edlen Christen gelten konnte; das galt nicht minder von dem

Religionslehrer Dr. Klaren, den das Rotkehlchen, wie wir hörten, wegen seiner Gewissenhaftigkeit nicht leiden mochte.

Dem wachsamen und erfahrenen Blick dieser beiden Männer konnte die Veränderung an ihrem besten und liebsten Schüler nicht lange entgehen und noch weniger gleichgültig sein. In einer Unterredung über den Stand der Klasse und der einzelnen Schüler, die sie allmonatlich anzustellen gewohnt waren, tauschten sie ihre Gedanken betreffs Fridels gegenseitig aus und kamen darin überein, daß die Ursache der wahrgenommenen Veränderung in der häuslichen Vereinsamung Fridels zu suchen sei. Dr. Klaren sollte auf diesen Punkt den Vater aufmerksam machen, was er denn auch beim nächsten Zusammentreffen mit Schwarz alsbald ausführte.

„Ich bin Ihnen, lieber Herr Doktor," erwiderte dieser, „sowie dem Herrn Ordinarius aufrichtig dankbar für die Liebe, die Sie meinem Sohne und dadurch auch mir durch Ihre Pflichttreue erweisen. Ich habe ja selbst so etwas gefühlt, konnte jedoch nicht zu einer klaren Anschauung gelangen. Aber nun sagen Sie mir auch, wie dem Übel abzuhelfen ist; ich kann den Jungen doch nicht an die Kette legen."

„Das wäre auch ganz und gar verfehlt," entgegnete der Lehrer; „im Gegenteil, Sie selbst müssen ihm Umgang verschaffen, vorteilhaften und angenehmen, damit er nicht das Bedürfnis nach einem weniger passenden zu empfinden Veranlassung hat."

„Und wie das, Herr Dr.? Zum Umgang mit meinem Geschäftspersonal kann ich den Gymnasiasten doch nicht aufmuntern, wenn es auch anständige und brave Leute sind."

„Gewiß nicht, Herr Schwarz; Sie sind da vollständig im Recht. Aber was denken Sie von folgendem Vorschlag: ich weiß, Sie nehmen zwei ärmere Studenten mehrmals in der Woche an Ihren Mittagstisch, um ein gutes Werk zu thun. Der eine von ihnen ist nun ein Mensch wie geschaffen für Ihren Fridel: zwar nicht ganz so begabt wie er, aber eine Klasse vor ihm, fleißig und sittenrein, dabei munter und voll Heiterkeit. Wenn Sie diesen jungen Mann ganz in Ihr Haus aufnehmen wollten, so habe ich die feste Überzeugung, daß Sie dadurch nicht bloß der Kirche einen tüchtigen, braven Priester schenken würden, sondern auch Ihrem Sohn eine große Wohlthat erwiesen hätten."

Schwarz hatte ruhig zugehört; der Plan schien ihm sehr vernünftig und einfach, „und die zwei bis dreihundert Mark," meinte er, „sind ein Almosen, das Gott der Herr meiner Familie gewiß segnen wird. Meine Frau wird doppelte Freude über dieses Vorhaben empfinden. Herr Dr., nochmals meinen besten Dank! sprechen Sie, bitte, selbst mit Ihrem Günstling, und schicken Sie ihn dann mir zu."

Klemens S., wohlbestallter Obersekundaner, kam ins Haus, und bald herrschte hier ein munteres Studentenleben, so frisch und froh, daß die Mutter darüber ihre zunehmende Kränklichkeit leichter vergaß und ertrug, und der gestrenge Herr Schwarz mit Freude ein heiteres Stündchen zu Hause oder auf einem Ausflug mitzumachen nicht selten sich bereit zeigte.

Aber die Hauptsache bei aller Fröhlichkeit, ja ihre gesunde Quelle war und blieb stets die Erfüllung und der Erfolg der Berufspflicht, nämlich das Studium und sein Fortschritt; und die Folge war, daß Gott und Menschen

an den jungen Leuten ihre Freude hatten. Was kann nicht später für Staat und Kirche aus diesen Jünglingen werden, die bei allem jugendlichen Frohsinn aus freiem Antrieb regelmäßig morgens und abends gemeinsam und laut ihr christliches Gebet verrichten! Da ist Verstand, da ist Gewissen, da ist Gottes Segen dabei! —

Und so ging die Zeit dahin, bis Fridel vor dem letzten Abgangsexamen stand. Nur ein Ereignis griff störend in dieses Glück hinein, das war der Tod seiner innigstgeliebten Mutter, von dem wir sogleich Näheres hören werden. An ihrem Sterbebette hatte Fridel den Entschluß gefaßt, ein tüchtiger Arzt zu werden, um den Kranken in der schwersten Zeit an Leib und Seele helfen zu können.

Als aber dann Klemens, sein braver, lustiger Busenfreund, nach gut bestandenem Examen erklärte, er gehe ins Kloster und werde Kapuziner, und allen Anzweifelungen und Neckereien zum Trotz diesen Vorsatz zur Ausführung brachte, da wurde auch Fridel erst nachdenklich und dann schwankend in seiner ursprünglichen Neigung zum Studium der Medizin. Er grübelte, er betete, er empfing die heiligen Sakramente, und konnte doch zu keinem festen, klaren Entschlusse kommen.

Da riet ihm sein Beichtvater, während der Pfingstferien nach P. zu reisen, wo während der Feiertage alljährlich in einem Ordenshause Exerzitien oder geistliche Übungen für Studenten abgehalten wurden. Dort könne er in Ruhe und Stillschweigen, in ernstem Nachdenken über die ewigen Wahrheiten und in andauerndem Gebet am schnellsten und sichersten in dieser wichtigen Angelegenheit das Rechte finden.

Fridel teilte seinem Vater offen und ehrlich den Plan und den Zweck der Reise mit; und Vater Schwarz, dem

dabei sofort die grausame Möglichkeit vor Augen trat, nach dem Hingange seiner geliebten Gattin auch das letzte liebende Herz aus seiner Umgebung vielleicht für immer scheiden zu sehen, sagte mit der erhabenen Ruhe seiner tiefgläubigen Seele: „Gehe in Gottes Namen, und thue, was Dir zum Heile ist.“

Fridel ging, machte die geistlichen Übungen mit Ernst und Eifer, und vermochte doch in der ihm am Herzen liegenden Frage nicht zur Klarheit zu gelangen. Da entschloß er sich kurzer Hand, dem Ordensmann, der die Exerzitien geleitet hatte, sein ganzes Innere mit seiner Vergangenheit, seinem gegenwärtigen Zustande, seinen Anlagen und Neigungen für die Zukunft offen darzulegen.

„Hochwürden,“ sagte er zum Schluß, „nun will ich das als Gottes Willen über mich annehmen, was Sie mir anraten werden.“

Der Pater hatte stillschweigend zugehört, und aus der ruhigen, klaren Auseinandersetzung sofort ersehen, daß für den erstgefaßten Beruf zur Medizin die Neigung immer am stärksten gewesen und geblieben und auch die schönsten Anlagen vorhanden waren, um später einen allseitig tüchtigen und thätigen Mann für die leidende Menschheit, für Staat und Kirche zu stellen; daß aber auf der andern Seite der Gedanke an den geistlichen Stand nur durch äußeren Anlaß geweckt und dann trotz alles aufrichtigen Gebetes um Erleuchtung nicht durch den innern Drang des göttlichen Rufes bestätigt und gestärkt sei.

„Nein,“ sagte er, als Fridel nach beendigter Erklärung vertrauend und beinahe bittend den erwartungsvollen Blick auf ihn heftete, „nein, mein lieber junger Freund, gehen Sie in Gottes Namen und suchen Sie ein tüchtiger katho-

lischer Arzt zu werden, der etwas leistet in seinem Fach und dabei offen Farbe bekennt für seinen katholischen Glauben; dann werden Sie auch Großes thun und Ihren Posten in der Welt auszufüllen imstande sein."

So geschah es, und dafür wird später noch am meisten das Rotkehlchen zu danken haben, auf das wir noch eben einen Blick zurückwerfen müssen.

3. Mutterherz.

Mutterliebe kennt kein Ende.

Ein heimtückischer Raubvogel hat es auf das Rotkehlchen abgesehen. Aber es gibt auch andere, es zu schützen, wenn das Rotkehlchen sich schützen lassen will.

Da ist vor allem das treue Mutterherz, welches seine Sorge und Liebe dem merkwürdigen Mädchen in so reichlicher Weise zugewandt hat; doch bis jetzt ohne sichern Erfolg. Und diese Mutter soll nun dem armen Kinde durch den grausamen Tod entrissen werden! Aber noch im Tode wird sie das gefährdete Rotkehlchen an sich ziehen, um es zu schützen und zu retten.

Das Herzleiden, das sich bereits vor Rotkehlchens Abreise nach O. bei Frau Schwarz bemerkbar gemacht hatte, begann plötzlich sich bedeutend zum Schlimmeren zu wenden, wohl auch infolge der bittern Nachrichten, welche sie über das Kind ihrer Sorge hören mußte. Nachdem sie noch während des Advents für das heilige Christfest und die Bescherung der Kinder und Armen mit übergroßer Anstrengung alle Anordnungen getroffen hatte, wurde ihr Zustand am heiligen Abend bald nach Eintreffen eines Briefes aus O. plötzlich beängstigend.

Es war das zweite Weihnachtsfest seit der Trennung, und Rotkehlchen hatte wie im vergangenen Jahre eine

zärtliche Einladung zur Teilnahme an der Christfeier erhalten, beantwortete dieselbe aber mit folgenden kalten, abschlägigen Worten:

„Liebe Mama! Ich danke Dir für die Einladung, bin aber verhindert, ihr Folge zu leisten.

Dein Rotkehlchen."

Der Schlag war zu hart für ein liebendes und dabei krankes Mutterherz. Der Arzt erklärte, selbst für die Nacht nicht mehr einstehen zu können. Noch am späten Abend wurde der Priester gerufen; die Kranke beichtete und empfing als Unterpfand der ewigen Seligkeit den Heiland, der für uns vom Himmel gekommen und in dieser Nacht als armes, leidendes Kindlein geboren war. Sie ließ sich durch die heilige Ölung für den letzten Kampf stärken, alles mit jener himmlischen Klarheit und Ruhe, die Krankheit und Tod des wahren Christen für ihn selbst so leicht und süß, für die Umstehenden so erbaulich und beneidenswert macht.

Statt der gewohnten fröhlichen Weihnachtslieder aber hörte man heute im Schwarzschen Hause unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Doch die Nacht ging vorüber und das heilige Fest kam. Die Glocken klangen so feierlich und freudig, als wollten sie die Kranke einladen, das Christfest im schönen Himmel mitzufeiern. Doch nein, der Tod zögerte.

Herr Schwarz, Fridel und Klemens waren schon am Nachmittag zuvor zur heiligen Beicht gegangen, um am Feste für die liebe Kranke die heilige Kommunion aufzuopfern und die Abwendung des schweren Verlustes von dem zu erbitten, in dessen Hand allein Leben und Tod des Menschen liegt.

Nun war es gegen sechs Uhr früh. Alle drei hatten fast die ganze Nacht wachend zugebracht und wegen des beabsichtigten Empfanges des heiligen Sakramentes bis dahin noch nichts genossen; dennoch wagte keiner zuerst das Haus und die Kranke zu verlassen.

Da war es die letztere selbst, die zur Kirche mahnte.

„Geht nur und betet für mich; geht, ich werde auf Euch warten!" —

Das war ein trüber Christtag. Schwarz saß neben dem Lager der Kranken; er sprach nicht viel, aber eine schwere Thräne stahl sich zuweilen unter den dichten Brauen des starken Mannes heimlich hervor, und fiel still zur Erde. Er konnte es noch nicht fassen, daß die Vorsehung ihm jetzt schon die treue Gattin nehmen sollte. Schmerz und Zweifel kämpften mit Glaube und Ergebung in seinem Innern. Ja, nur wer ein solches Weib besaß und eine solche Mutter für seine Kinder, der war im Stande, die Gefühle dieses Mannes zu verstehen und zu würdigen.

Der Kranken entging es nicht, daß der Gedanke an die bevorstehende Trennung dem Manne einen schweren innern Kampf bereite. Sie selbst war zum Tode gern bereit, wenn es so Gottes Wille wäre; mit reinem Gewissen, den Heiland im Herzen, schaut man ja gern hinüber in die andere Welt, wo die wahre Heimat ist, und braucht nicht zu bangen vor dem ewigen Richter.

„Heinrich," sprach sie leise und suchte seine Hand, „Gott hat uns viel Gutes erwiesen; wollen wir nicht auch das Harte aus seiner Vaterhand annehmen?"

Und da keine Antwort erfolgte, fuhr sie mit Anstrengung fort:

„Gott wird sorgen — ich werde droben für Euch beten — hier ist ja nur der Wartesaal für das Jenseits — und wer weiß, wie bald wir uns dort wiedersehen.“

Wie schmerzlich waren diese Worte und wie tröstlich zugleich! Stumm drückte er ihr die Hand.

„Nur eines,“ so kam es wieder mühsam von ihren Lippen, „macht mir das Sterben schwer: Fridel ist ja so brav, aber das Mädchen! wie gerne hätte ich es glücklich gemacht, und was wird aus ihm werden!“ Und schwach sank das bleiche Antlitz zurück.

Die Sorge der Kranken weckte den Mann aus seinem dumpfen Schmerze; an ihm war es nun, sie zu beruhigen.

„Sei ohne Sorge!“ sagte er herzlich und warm; „was wir nicht vermochten, das wird Gott zu Stande bringen. Das Christkind hat Rotkehlchen gebracht, und wird es auch zurückbringen. Ja ja, wir wollen alles Gott überlassen; was er thut, das ist wohlgethan.“

Fridel kam jetzt, um seines Vaters Stelle am Krankenbett einzunehmen. Während Mutter und Sohn, deren gegenseitige Liebe noch mehr in der Liebe zu Gott als im Blute begründet war, in dem stillen Kämmerlein an den Pforten der Ewigkeit die letzten Gedanken der Liebe und Dankbarkeit austauschten — wer ein Viertelstündchen mit seiner sterbenden Mutter allein war, weiß, was in diesen Augenblicken vor sich geht — da lag der Vater in der Kirche auf seinen Knieen, um bei dem heiligen Meßopfer dem allmächtigen, liebenden Vater im Himmel mit dem göttlichen Opferlamme zugleich das teure Leben der Kranken ergeben anheimzustellen, und Ruhe und völlige Ergebung aus diesem Opfer mit nach Hause zu bringen.

Auf dem Rückwege sandte er einen Eilboten ab, um Rotkehlchen nochmals — jetzt zu der Sterbenden — einzuladen.

Am Nachmittage begann die Kranke zu phantasieren: bald tröstete sie ihren Mann, bald betete sie für ihren Fridel, bald rief sie so herzlich nach Rotkehlchen: „Komm, Kind, komm zurück zum Christkind!"

Der Arzt, ein braver Christ, sah das Ende nahen; er gab der Magd einen Wink, den Priester noch einmal zu bitten. Wenige Minuten, nachdem dieser eingetreten war, und die heiligen Namen und andere passende Gedanken und Gebetchen vorgesprochen hatte, denen die Kranke wenigstens noch mit den Lippen folgte, legte sich ein feierlicher verklärter Hauch über die reinen, sanften Züge, die Augen schlossen sich, und der Atem ward schwach und langsam. Der Priester begann mit den Anwesenden die Sterbegebete: fahre hin, christliche Seele, aus dieser Welt im Namen Gottes des allmächtigen Vaters, der Dich erschaffen hat, im Namen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der für Dich gelitten hat, im Namen des heiligen Geistes, der in Dir ausgegossen ist — Er war noch nicht zu Ende gekommen, da zuckte die Sterbende zweimal leicht zusammen, das Herz stand still, die Seele war entflogen zum Christkind, das sie so geliebt, und für das sie so viel gethan hatte. Wer möchte nicht gerne auch so sterben!

Im selben Augenblick, während der Priester noch betet, öffnet sich die Thür, und zum Erstaunen der still weinenden Beter tritt eine schlanke Mädchengestalt herein, schreitet ans Sterbelager, ergreift hastig die herabhängende erkaltete Hand und macht mit derselben über sich das Kreuzzeichen, um sich, bevor das Leben ganz entflohen, den Muttersegen zu sichern.

Armes Kind! schwaches Rohr! Du hast den Segen Dir erzwungen, aber er wird Dich schützen, damit Du nicht gänzlich geknickt werdest. —

Die Mutter ist tot, Vater und Sohn trösten sich gegenseitig; zwei kalte düstere Tage noch, und das stille Grab nimmt die teuren Überreste auf, um sie für den Tag der Auferstehung und des Gerichtes zu bewahren. Der Vater muß wieder in sein Geschäft, Fridel an sein Studium. Aber noch auf Wochen hinaus wird im Hause Schwarz jeder Freudenausdruck zurückgedrängt sein, und kein Abend kommt, solange das Jahr dauert, wo nicht Vater und Sohn zusammen ihr Gebet für die liebe Verstorbene verrichten.

Rotkehlchen, ihr Schmerzenskind, ist nicht dabei und hat das Geschehene bald vergessen.

Viertes Kapitel.

Gefangen.

1. Die echte Evastochter.

„Wer die Gefahr liebt, kommt darin um."

Als Rotkehlchen mit fünfzehn Jahren nach O. gebracht wurde, um der Gasse entzogen zu werden und etwas praktisches für das Leben zu lernen, da dauerte der anfängliche Schmerz nicht gar zu lange. Im Gegenteil: Rotkehlchen gefiel sich an seinem neuen Wohnorte und in seiner nunmehrigen Stellung binnen kurzem nur zu gut.

Herr Schwarz hatte sich durch den bloßen Namen „katholisches Haus" in einem Zeitungsinserat gleich beruhigt, ohne weiter persönliche Erkundigungen einzuziehen. Leider war es mit dem praktischen Katholismus des Hauses nicht weit her; zuerst Geschäft, dann Vergnügen, an letzter Stelle kam erst die Religion. So wurde es gehalten mit der Sonntagspflicht, mit dem Empfang der Sakramente, Tischgebet, Zeitungen u. s. w.; so war der Herr, so die Frau, so die Gäste, so das Personal; nichts Entschiedenes, alles halb und halb, liberal gegen Gottesgebot und gegen Kirchengebot.

Das gefiel nun Rotkehlchen bald sehr gut, war aber auch sehr gefährlich und verderblich für Rotkehlchen; die leichtfertigen Unterhaltungen der jungen Mädchen, das unbeaufsichtigte Schäkern mit manchen Gästen, das Sich-

gehenlassen in religiösen Dingen: alles trug nur bei, seine verkehrte Richtung zu stärken.

Für das erste Weihnachtsfest nahm freilich Rotkehlchen noch sehr gern die Einladung der Pflegeeltern an, und wußte sich denselben recht liebenswürdig zu zeigen. Die Mutter benutzte die gute Stimmung; sie nahm das Mädchen wieder allein zur Krippe und redete ihm liebevoll zu, hängte ihm eine silberne Medaille der unbefleckt empfangenen Gottesmutter um den Hals und nahm ihm als Entgelt für ihre eigene Liebe das leichte und doch gewiß nicht nutzlose Versprechen ab, selbe stets zu tragen und jeden Abend andächtig zu küssen. Rotkehlchen versprach es.

„Wirst Du es halten, unter allen Umständen?“

„Ja, Mutter,“ sagte das hübsche flatterhafte Mädchen mit einem plötzlichen Anflug von verborgener Energie.

Die Mutter fühlte sich beruhigt: Rotkehlchen war ja ein Geschenk des Christkindes und stellte sich nun selbst unter den Schutz der Himmelskönigin, das Ende kann also nicht vollständig schlecht sein.

So ging Rotkehlchen diesmal mit guter Gesinnung wieder nach O. zurück. Aber ein Augenblick während jener drei schönen Feiertage war verhängnisvoll geworden, und schadete mehr, als alle guten Eindrücke nützten.

Gustav war ihr nämlich auf der Straße begegnet, hatte sie freundlich begrüßt, und mit dem Diebsschlüssel der Schmeichelei ihren jetzigen Aufenthaltsort herausgelockt. Noch in den Weihnachtstagen begab er sich nach O., suchte und fand eine günstige Stellung als Vertreter für den kürzlich verwitweten Besitzer eines Sport- und Aussteuergeschäftes, und trat gleich mit Neujahr dort an.

Nun begann das frühere Spiel mit Rotkehlchen aufs neue, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt niemand da war, der darauf achtete und das leichtfertige Kind ernstlich gewarnt und geschützt hätte. Gustav war bald Stammgast des Hauses.

Nicht lange dauerte es, und er lud die eben Sechzehnjährige an Sonn- und Festtagen ein, mit ihm zu den Vergnügungsorten hinauszugehen. Sonntagspflicht kannte er ja nicht, und Rotkehlchen verzichtete in ihrem Vergnügungsdurst auf sein Ansinnen hin nm so leichter auf die Sonntagsmesse, als man in der Nähe des katholischen Altares sich doch nur dann recht wohl fühlt, wenn man selbst ein Opfer zu bringen entschlossen ist.

Nicht lange stand es an, und Rotkehlchen zog mit ihrem lebenslustigen Freund auf Konzert und Bälle. Dafür brauchte sie aber Kleider und Schmuck; er hatte immer Geld, viel Geld, und verschaffte ihr alles; und mit siebzehn Jahren war sie bereits so an den fünfundzwanzigjährigen gefesselt, daß jedermann sie als Verlobte angesehen hätte.

Dieses Verhältnis war auch die Ursache gewesen, warum Rotkehlchen im zweiten Jahre ihres Aufenthaltes in D. die herzliche Einladung zur Weihnachtsfeier im Hause ihrer Pflegeeltern, ein Hindernis vorschützend, so rücksichtslos kalt abgelehnt hatte; das Hindernis war eben Gustav und der Weihnachtsball.

Ja, es kostete noch einen Kampf mit ihrem Freund, um selbst auf die zweite Nachricht von dem bevorstehenden Tode ihrer Pflegemutter von D. loszukommen und an das Sterbebett zu eilen.

„Was willst Du bei den Muckern,“ hatte er gesagt, „die Dir kein Vergnügen gönnen? Die Alte kann schon ohne Dich sterben.“

Aber so roh war Rotkehlchen doch noch nicht; sie ging, und die im vorigen Kapitel geschilderte Scene am Todesbett hatte doch nicht ganz den Eindruck auf das haltlose Geschöpf verfehlt. Auch wenn sie abends ihre Medaille küßte, was sie in der That niemals aufgegeben hatte, stiegen öfters gute Gedanken in ihr auf.

Allein das alles hielt nicht lange vor; denn gebetet wurde selten, die heiligen Sakramente nur zu Ostern empfangen und dazu ohne wirklichen Vorsatz der Besserung: ernste Regungen wurden schnell aus dem Sinne gebannt, dafür aber Zerstreuungen aller Art mit Heißhunger gesucht. Der Frühling zog wieder ins Land, die Rosen blühten, und wie ein Schmetterling flatterte Rotkehlchen gedankenlos von einem Vergnügen zum andern. —

Im Herbst machte Gustav sich selbständig, indem er in das Geschäft seines Prinzipals als Teilhaber eintrat. Die Hälfte der nötigen Geldsumme streckte sein Vater vor, der beinahe stolz darauf war, aus diesem Jungen noch einen so tüchtigen Menschen herangezogen zu haben.

Weihnachten kam zum drittenmale: doch Rotkehlchen dachte schon nicht mehr an den schönen Spruch und das süße Lied, durch das sie vor zwölf Jahren an der Thüre des Schwarzschen Hauses so glücklich geworden war: stille Nacht, heilige Nacht . . .

Und so erschien in diesem Jahre in dem Hause des Kaufmanns Schwarz anstatt der schlanken Gestalt Rotkehlchens eine zierliche Karte, auf welcher zu lesen war:

Anna gen. Rotkehlchen,
Gustav Frey,

Verlobte.

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht den alten Schwarz. Alleinstehend in seinem Geschäft hatte er nicht die Zeit gehabt, sich öfters persönlich nach Rotkehlchen umzusehen. Wozu auch? Er würde doch wenig erfahren und noch weniger verhindert haben. Aber wenn es auch nun sein leibliches Kind nicht war, und all die Liebe seiner seligen Gattin an demselben nur verschwendet schien: dies konnte er doch nicht hingehen lassen, ohne einen Versuch zu machen, das Verhältnis mit einem solchen Menschen aufzuheben.

Aber da kam er schön an.

„Der Gustav ist ein lieber Mensch," beharrte Rotkehlchen, „wenn er auch der frömmste nicht ist; das laß ich mir nicht ausreden."

„Kind, Du irrst Dich, Deine verirrte Liebe macht Dich jetzt blind und für die Zukunft unglücklich. Glaube doch einem alten, erfahrenen Manne, der es so gut mit Dir meint und alles für Dich gethan hat."

„Nein, ich kenne Gustav besser."

„Aber er ist nicht katholisch, und die Kirche verbietet solche gemischte Ehen."

„Da sei ohne Sorgen, ich heirate nur katholisch und werde Dispens bekommen; Gustav macht sich nichts daraus."

„Aber dennoch bleibt es eine Sünde und ein Unglück, weil die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen der andere Teil betreffs der katholischen Kindererziehung sein gegebenes Wort doch nicht hält, oder durch Beispiel und Behandlung Frau und Kinder auch von der Religion abbringt."

„Das wird Gustav nicht thun, das wirst Du sehen."

„Anna, Du bist noch zu jung; Du hast nichts; und von mir darfst Du keine Unterstützung zu einem Vorhaben erwarten, das ich aus Liebe zu Dir und vor meinem Gewissen verurteilen muß. Laß Dich doch belehren und schützen!"

„Ob und wen ich heiraten soll, das muß ich aber doch selbst wissen, und Gustav wird mich schon schützen."

2. Rettungslos in der Schlinge.

„Keineswegs werdet ihr davon sterben, sondern ihr werdet sein wie die Götter."

Schwarz hatte wärmer und weicher gesprochen, als man von seinem Charakter erwarten konnte, und doch nichts erreicht. Enttäuscht ging er von dannen. Nach Hause zurückgekehrt, suchte er alsbald den alten Pfarrer auf, der Rotkehlchen zur ersten heiligen Kommunion geführt hatte, um ihm sein Leid zu klagen und sich Rat zu holen.

Der erfahrene, sonst so mild urteilende Herr gab ihm einen merkwürdigen, fast derben Trost:

„Lieber Schwarz," sagte er, „da werden wohl weder Sie noch ich einstweilen etwas erreichen. Wenn bei solchen jungen Menschen in diesen Angelegenheiten nicht mehr der Verstand als Ofenschirm vor der Glut des Herzens steht, dann bleibt nur eine Hoffnung übrig, nämlich die, daß sie durch die eigene bittere Erfahrung klüger werden. Was wir bei Rotkehlchen alle nicht fertig bringen konnten, das wird dieser liebe Gustav besorgen. An ihm bindet sich das Rotkehlchen selbst eine Rute, durch welche der Herrgott sie zur Vernunft bringen wird; und dann muß auch die gute Saat, die Sie gesät haben, endlich aufgehen und ihre Früchte bringen. Geben Sie acht, Herr Schwarz, so wird's kommen. Und dieses ist auch ein Trost für Sie."

Vater Schwarz ging, machte aber noch einmal brieflich einen letzten Versuch. Doch erhielt er, nicht von Rotkehlchen, sondern von ihrem Bräutigam eine so grobe Antwort, daß die Sache für ihn beendet und vergessen war. Nur im Gebete fügte er der Fürbitte für die Seelenruhe seines treuen Weibes auch die für das verblendete Pflegekind bei.

„Gott sei Dank!" sagte er sich oft, „daß die feinfühlige Mutter wenigstens diesen Schmerz nicht mehr erleben mußte!"

Von dieser Seite also hatte das Pärchen Ruhe; aber von einer andern zog ein Sturm herauf, der zwar weniger aus höheren Beweggründen hervorging, aber um so heftiger tobte.

Auch im Hause des Stadtbaumeisters Frey hatte die Verlobungsanzeige eine große Aufregung und viel Hin- undherreden verursacht. Frau Frey, selbst kokett und freien Grundsätzen huldigend, fand es höchst interessant, wie ihr Ältester ein so merkwürdiges wildes Vöglein so sicher und fest gefangen habe.

„Ha," spöttelte sie, „was wird dieser Mucker und Grobian, der Schwarz, sich gelb und grün ärgern, daß mein Gustav nun doch am Ziele ist! Und erst gar eine nichtkatholische Heirat! welch ein Ärger für ihn! ha! ha!"

Denn daß es auch anders kommen könnte, schien ihr von vornherein ganz und gar ausgeschlossen. Ob Christ, ob Jud', ob Hottentot, das war der aufgeklärten Frau völlig gleichgültig, nur eines nicht: katholisch! Bei diesem Worte regte sich in ihr ein tiefer Ingrimm, weil es Wahrheit und Glauben rückhaltlos beanspruchte, weil es feste Gesetze der Sittlichkeit hinstellte und jeden dazu verpflichtete.

Anders dachte der Herr Stadtbaumeister, ein gläubiger Protestant, ehrlich und bieder, und daher für gewöhnlich ohne Voreingenommenheit und Gehässigkeit. Er verbrauchte den größten Teil seines Gehaltes; denn der Luxus seiner Frau und die Erziehung seiner Kinder forderten viel, und so blieb wenig übrig, um für spätere Tage zurückzulegen. Daher hatte er auch nicht ohne Besorgnis fast alle seine Ersparnisse einstweilen hergegeben, um seinem Ältesten zur Selbständigkeit zu verhelfen.

Sein berechtigter Wunsch ging demnach dahin, daß Gustav sich eine tüchtige Frau suchen möge, deren Mitgift ihn in den Stand setzte, die fremden Gelder aus dem Geschäfte auslösen zu können. Welcher Konfession diese Frau angehören würde, war dem alten Frey zwar nicht gleichgültig, kam aber erst an zweiter Stelle in Betracht.

„Rotkehlchen ist von Schwarz stets wie das eigene Kind behandelt worden, und kann auf eine gute Mitgift von ihrem reichen Pflegevater hoffen,“ so meinte er.

„Was,“ rief die Frau, die sonst für Religion und Gewissen nur Spott und Gleichgültigkeit kannte, mit scheinheiliger Entrüstung aus, „Du wärest gewissenlos genug, des Geldes wegen Deine Zustimmung zu geben, wenn Schwarz eine katholische Heirat verlangte?“

„Mein lieber Schatz!“ spöttelte Frey mit erkünstelter Ruhe, während er innerlich ergrimmte über die niedrige Heuchelei seines Weibes, dessen Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit gegenüber den Kindern ihm ja gerade so viel Verdruß eingetragen hatte; „mein lieber Schatz, ich freue mich, Dich so fromm und religiös zu sehen. Nur unterdrücke, bitte, wie bisher die Neigung, darin zu übertreiben. Beruhige Dich: für eine katholische Heirat hat Gustav doch zu viel von Dir mit-

bekommen. Wenn er aber doch anders dächte, so wäre es schließlich seine Sache. Sage mir nur einmal: Willst Du etwa Deine Kleiderschränke versetzen, um ihm das Nest zu bereiten?"

Bei diesem zarten Wink biß sich Frau Frey auf die Lippen: aber Recht mußte sie behalten, und wenn sie auch ihre ursprünglichen Gedanken über diese Angelegenheit gänzlich umkehren sollte.

„Aber, lieber Freund, wenn nun der bigotte Schwarz überhaupt zu einer gemischten Ehe keine Mitgift stellt, was dann?"

Sie hatte das Rechte getroffen. Überrascht blickte Frey sie groß und verlegen an; endlich platzte er in großer Erregung heraus:

„Ja dann ist Gustav nichts weiter als ein verliebter Esel und — und" Schwindler schwebte ihm auf den Lippen beim Gedanken an seine so gefährdeten Bürgschaftsgelder.

„Ha! so ein flottes Pärchen Habenichts würde meine paar Tausend Mark Ersparnisse bald flüssig gemacht haben," setzte er nachdenklich hinzu; „die Sache muß klar gestellt werden! Wir wollen Gustav zu Neujahr zu uns bitten, und mit ihm sprechen."

„Und das liebe Rotkehlchen natürlich mit," schmeichelte die Frau mit einem listigen Blick, der keine gute Absicht verriet.

Am nächsten Tage empfing der Pfarrer an der evangelischen Kirche einen seltenen Besuch: eine Dame, die ihm bei der Predigt oder am Abendmahlstische kaum jemals zu Gesicht gekommen war.

„Herr Pastor," begann die Dame nach kurzer Begrüßung, „ich möchte Sie bitten, in einer Glaubens- und

Gewissensangelegenheit mir Ihre Unterstützung angedeihen zu lassen."

„Von Herzen gern, wenn ich kann."

„Sehen Sie, Herr Pastor, unser ältester Sohn Gustav hat sich mit einem katholischen Mädchen verlobt; am Neujahrstage soll er mit seiner Braut herüberkommen und über seine Absichten uns Klarheit geben. Wir Eltern können doch eine katholische Heirat nicht mit unserem Gewissen vereinbaren."

Der Herr Pastor war nun durchaus kein Hetzer und Verleumder der Katholiken, er hatte doch zu manches mit den Angehörigen seiner eigenen Herde erlebt. Aber wenn von Amtswegen etwas an ihn herantrat, da war er gleich mit ganzer Seele dabei, wie es sein Recht und seine Pflicht war. Zu seinem Unglück aber überstieg der Eifer seines Herzens die Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Gedanken und Grundsätze um ein Bedeutendes; und so geriet er trotz aller ehrlichen Gesinnung und allen guten Willens des Öftern nicht nur mit den Katholiken, sondern auch mit seinen aufgeklärteren Pfarrkindern in unangenehmen Konflikt.

„Oh Madame," erwiderte er eifrig, „ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung; wie kann ich denn helfen?"

„Sehr einfach, Herr Pastor! Wenn der Besuch angekommen ist, und das Gespräch über die betreffende Frage begonnen hat, schicke ich Ihnen sofort das Mädchen. Wenn Sie dann die Güte haben wollten, bald herüber zu kommen zu einem zufälligen Besuch, Sie verstehen mich ja, so würde sich ein Eingreifen von selbst machen."

„Das ist nicht mehr als meine Pflicht, und ich werde zur Stelle sein."

Nach einigen Höflichkeiten war die Unterredung zu Ende, und mit einem Lächeln der Befriedigung zog sich die fromme Dame zurück.

Der Neujahrstag brachte das junge Brautpaar, überaus heiter und freundlich; doch hätte ein christlichdenkender Beobachter eines mit Bedauern an den jungen Leuten vermißt: den zarten Hauch keuscher Zurückhaltung.

Die zukünftige Schwiegermama benahm sich überaus zärtlich gegen das hübsche Rotkehlchen. Und wie freute es sie, Gustav zu sehen! Er war ja fürwahr ein ganzer Mann geworden, so entschieden und selbstbewußt!

Es wurde erzählt und gelacht; es wurde zu Mittag gespeist und der Kaffee genommen; endlich mußte doch auch vom Thema geredet werden! Herr und Frau Frey blickten sich mehrmals fragend und ermunternd an, der Fluß der Unterhaltung geriet allmählich ins Stocken, und schließlich griff der alte Frey kühn in das Wespennest hinein.

„Ja, Gustav," begann er, „wann soll die Hochzeit stattfinden?"

„Oh, nicht vor dem nächsten Herbst, Papa."

„Wie steht es denn mit Schwarz? Habt Ihr von dort etwas zu erwarten?"

„Nach geschehener That wird er wohl mit sich reden lassen; aber augenblicklich ist nichts von ihm zu hoffen."

„Wahrscheinlich," warf schnell Frau Frey listig ein, „ist er erbost, weil Ihr ihm nicht die katholische Trauung versprochen habt. Als ob das nicht einerlei wäre!

„Nein, Mama, das ist nicht der Grund, denn Rotkehlchen hat ihm bereits das Gegenteil versichert."

„Wie?“ brauste die Mutter auf, „und Du bist damit einverstanden?“

„Ja, warum denn nicht, wenn mein Schatz eigensinnig darauf besteht?“

„Aber, warum soll sie denn darauf bestehen? Willst Du zum Verräter an Deiner Religion werden?“

Rotkehlchen, die bisher nur oberflächlich zugehört und unbefangen dreingeschaut hatte, merkte jetzt, daß sie eigentlich der Zankapfel sein sollte. Rasch kam sie ihrem Bräutigam mit der Antwort zuvor:

„Warum?“ sagte sie, „weil ich keine Verräterin sein will.“

Da ging der siegessichern Schwiegermutter ein unangenehmes Lichtlein auf: die kleine Hexe hatte in dieser Frage offenbar das Kommando!

„Was?“ fuhr die Mutter auf, und ihr Gesicht nahm einen häßlichen, harten Zug an; „was? Du hast nichts, und kannst nichts, und hast Dich doch an unsern Gustav herangeschlichen, und schämst Dich nun solcher Anmaßung nicht?“

Im Nu stand Rotkehlchen auf den Füßen; mit der einen Hand ergriff sie die Thür, mit der andern deutete sie auf ihren Bräutigam:

„Gustav! mach' Du es mit ihr aus! Wenn Du mich nicht im Stich lässest, kannst Du mich heute Abend wiederfinden.“

Damit eilte sie fort, und ließ sich nicht zurückhalten.

Jetzt aber geriet Gustav in Zorn; seine bisher verhaltene Frechheit ergoß sich nun in häßlicher, jedoch nicht unverdienter Weise über seine Mutter.

„So!" schrie er, „Du hast mich durch Wort und Beispiel gelehrt, daß aller Pfaffenkram einerlei sei; und jetzt spielst Du die Fromme, und treibst mir durch Deine Heuchelei und Grobheit die Braut davon? Sie will es einmal so, und da habe ich es ihr versprochen. Glaubt Ihr, wegen religiöser Rücksichten werde ich von dem Mädchen ablassen?"

Zornig warf er sich in die Sofaecke, und schaute kampfbereit einem Herrn entgegen, der anscheinend verwundert mit friedlichem und freundlichem Gesicht soeben eintrat; der Herr Pastor! die Eltern fühlten sich durch dessen Erscheinen nicht wenig erleichtert.

„Nun, nun, Gustav!" begann jener, „was sehe ich? darf ich bleiben, oder störe ich etwa?"

„Mich stören Sie nicht, Herr Pastor," erwiderte Gustav etwas gelassener; „meinetwegen dürfen Sie ruhig Platz nehmen."

Der Herr Pastor ließ sich die Sache noch einmal vorlegen, kam aber doch nicht zu Wort; denn als Frau Frey giftig bemerkte:

„Und wegen solcher Götzenanbeter will er seinen Glauben verleugnen," entgegnete Gustav sehr kühl:

„Liebe Frau Mama! ich habe gar keinen Glauben zu verleugnen, und das danke ich ja Dir! Wenn Du aber von Marienanbetern u. dgl. sprichst, so muß ich doch aus eigener Erfahrung ehrlich eingestehen, daß uns da viel vorgelogen worden ist."

Der Herr Pastor wollte beruhigen;

„Lassen wir das!" sagte er: „Gustav, Sie sind der Mann, und Sie müssen also die Religion bestimmen und das kann doch nur die Ihrer Familie sein."

„Da sind Sie sich selbst inkonsequent, Herr Pastor!“ entgegnete Gustav kaltblütig; „Sie haben uns gelehrt, daß wir Lutheraner nicht so intolerant seien, unsere Kirche für die alleinseligmachende auszugeben, sondern daß jeder selbst fühlen müsse, was er zu glauben und zu thun habe, um selig zu werden. Meine Braut als Katholikin glaubt aber — ich lächele ja auch darüber — daß man nur in ihrer Kirche selig werden könne. Ich kann also nachgeben, sie nicht; und da will ich der Klügste sein, dabei bleibt's!“ —

„Doch,“ fügte er leiser hinzu, „was ich später als Hausvater thun werde, je nachdem die Umstände es verlangen, das werde ich wohl selbst wissen.“

Der Herr Pastor und die Mutter schwiegen hierauf; der alte Frey aber sagte mit aller Ruhe:

„Ich hätte Dir das Recht eingeräumt, Deiner Braut nachzugeben; aber daß Du Dich einem hergelaufenen Ding an den Hals wirfst, die nichts besitzt, und daß Du dafür jede Rücksicht auf die Deinigen beiseite setzest, das ist schlecht von Dir. Mir thut es sehr leid um das Geld, das ich unvorsichtigerweise einem so leichtfertigen Menschen in die Hand gegeben habe.“

„Was dies angeht,“ warf Gustav prahlerisch hin, „so werde ich bald im stande sein, Euch die paar Groschen zurückzugeben, und verlange dann weiter nichts, als daß man künftig mein Glück nicht störe. Adieu!“

Jetzt saßen die Drei stumm und starr da. Frey, der sowohl seiner Frau grollte, die das alles hervorgerufen, als auch dem Prediger, der dem Jungen den Kampf so leicht gemacht, brach zuerst das Schweigen:

„Das sind also die Früchte des Unterrichtes und der Erziehung!“ sagte er bitter; „Ich bekomme wieder alle

Achtung vor dem klaren Blick und dem ehrlichen Charakter eines Mannes, den ungerecht zu kränken ich mich habe aufreizen lassen, das ist der alte Schwarz."

Damit war die Sache erledigt.

Die Hochzeit fand statt, ohne daß jemand von den beiden Familien Schwarz und Frey dazu erschienen wäre. Doch wurde der wichtige Tag im Kreise der Freunde und Freundinnen Gustavs, lauter Lebemenschen, lustig gefeiert.

Nun steht Rotkehlchen einsam da! Die Bande heiliger Liebe und Dankbarkeit hat sie leichtsinnig zerschnitten, um sich einzig zu stützen auf einen Mann ohne Religion und Gewissen. Armes Rotkehlchen! Wehe dir, wenn diese Stütze sich als ein schwankendes Schilfrohr erweist! Aus Gottes Hand ward dir das Glück geboten; auf Menschenhand und Erdentand hast du selbst dein Glück gestellt. Mögest du nach grausamen Enttäuschungen schließlich doch wieder in Gottes Hand dein Glück finden!

Zweites Büchlein.

In Gottes Hand.

Wie verschieden sind doch die Menschenkinder aus Gottes Hand bestellt;

Mancher treibt von Jugend an wie auf einem stürmischen Meere und ringt zeitlebens mit den rauhen Wogen; hat er aber das jenseitige Gestade mit Mühe erreicht, dann kann er nur Gottes Weisheit und Güte preisen.

Ein anderer kann sich zwar von den günstigsten Verhältnissen gleichsam dahin treiben lassen; aber er mag nicht, und sucht auf eigene Faust glücklich zu werden. Wohl ihm, wenn er durch bittere Erfahrungen belehrt, seinen Irrtum erkennt, und den Weg in Gottes Hand wieder zurückfindet und

„durch Kreuz zum Licht“ gelangt.

Erstes Kapitel.
Glückliche Jagd.

1. Der Jägersmann.

„Haltet am Glauben fest, . . .
Denn er macht im Glücke verständig und sicher,
im Unglücke reicht er den schönsten Trost und
belebt die herrlichste Hoffnung." Goethe.

Es ist wieder Winter, und der Schnee deckt die Erde schon seit Wochen; nicht mit weichniederfallenden Flocken, sondern mit hartgefrorenen spitzen Krystallen, die in den schwachen Strahlen der aufgehenden Dezembersonne wie tausend Diamanten glitzern, und unter dem Fuße des Wanderers widerspenstig knirschen.

Eine schöne Zeit für jung und alt, wenn man wohlgekleidet und wohlgenährt auf glatter Eisbahn, im pelzbelegten Schlitten dahingleitet, oder wenn man als fröhlicher Waidmaun in Wald und Feld sie genießt.

Eine böse Zeit für den Armen, der gerade jetzt am wenigsten hat, um seine Glieder gegen die eisige Luft zu schützen, den Hunger seines Magens zu stillen und den Herd zu wärmen, falls nicht das Christkind andere Herzen für seine Not rührt.

Schlimme Zeiten auch für die lieben gefiederten Sänger, wenn nicht mitleidige Hände ihnen das Tischlein decken; am schlimmsten jedoch für das scheue Wild, dessen Spuren

der Jäger jetzt mit dem tödlichen Blei so leicht zu folgen vermag.

Es war der Morgen des zweiten Tages vor Weihnachten anno 1866 angebrochen. Meister Lampe kehrte eben von den Kohlgärten der zerstreutliegenden Gehöfte zu seinem unscheinbaren Lager unter dem hohen Grasbusch oder dem dichten Dornstrauch heim. Da erschienen auf dem Gebiete der zwischen den Städten O. und E. gelegenen Felder und Buschhaiden fünf Jäger, drei jüngere und zwei ältere Herren, mit einigen Treibern, um dem Jagdvergnügen obzuliegen. Stundenlang knallte es hin und her, und einige Hasen, sowie ein vereinzelter Fasan mußten ihr Leben lassen, um den Festbraten für die Weihnachtstafel zu liefern.

Mitten im Treiben, am Rande einer öden Haidefläche, auf der nur hier und da krüppeliges Föhrengebüsch oder eine halbzerfallene Hütte zu sehen war, hatte sich einer der Jäger abgesondert, ohne daß die übrigen es weiter beachteten.

Als man sich jedoch in einer kleinen Mooshütte zu einem kräftigen Jägerimbiß zusammensetzen wollte, fiel seine längere Abwesenheit doch auf. Nachdem einer der Herren, der noch junge Amtsrichter Halbmann aus E. sich gehörig über die „Ströpper" entrüstet hatte, diese elendesten aller Diebe, die gar kein Gewissen hätten und das edle Wild in ihren Schlingen erwürgten, — „wehe dem, der ihm wegen Wilderei vorgeführt würde!" — fragte einer der ältern Herren, in welchem wir unsern Professor Stark aus E. wiedererkennen:

„Wo mag doch der Doktor stecken?"

„Ich sah ihn einer Spur nachgehen," antwortete ein junger Referendar, „vielleicht auf Raubzeug, das geht ihm noch über den Hasen."

Der Sprecher ist Fritz Frey, der jüngere Bruder Gustavs, von seinem Vater auf Grund der üblen Erfahrungen an seinem Ältesten anders und glücklicher erzogen, als dieser.

Der Amtsrichter war gerade damit beschäftigt, von einer kalten Hammelskeule sich eine tüchtige Scheibe herunterzuschneiden.

„Bitte, bedienen Sie sich, Herr Professor," dabei reichte er die Hammelskeule dem alten Herrn hinüber. „Ach," spöttelte er, die Achsel zuckend, ich glaube gar, der Doktor drückt sich, um hier nicht mitmachen zu müssen; er hat heute Fasttag, und wird sich als gehorsames Kind der Kirche nach all den Strapazen wohl gar mit einem Stückchen Käs begnügen."

Wie selbstbewußt über seinen vermeintlich geistreichen Gedanken schaute er im Kreise herum, die Anerkennung seines eigenen aufgeklärten und freien Standpunktes aus den Augen der übrigen abzulesen.

Professor Stark aber gab die Hammelskeule unbenützt zurück.

„Danke sehr!" sagte er, „Sie haben mich an meine Pflicht erinnert, ich hätte es im Augenblick rein vergessen. Was man ist, das muß man ganz sein," fügte er mit einem nicht mißzuverstehenden Wink für den Amtsrichter bei.

„Na, wie Sie wünschen," entgegnete dieser verletzt; „das sollte ja wohl eine Predigt an meine Adresse sein?"

„Weniger eine Predigt, als eine Bethätigung meines alten Grundsatzes, den ich meinen Schülern, und zu denen haben ja auch Sie einmal gehört, stets eingeprägt habe."

„Aber an all die kleinlichen Vorschriften kann ich mich doch als gebildeter Mann nicht gebunden halten. . .“

„Dies sagt der Ströpper aber auch, lieber Herr Amtsrichter.“

„Das ist doch ganz was anderes,“ meinte dieser verlegen; „he, Fritz, was meinst Du, Du bist ja unparteiisch hierin?“

„Was ich meine? daß ich Eure religiösen Gebräuche nicht kenne, daß ich aber ganz gewiß weiß: der Fridel ist nicht deshalb fort, weil er sich hier genierte, dieselben zu beobachten.“

„Na ja, das weiß ich auch wohl; im Gegenteil, seine kindische Gewissenhaftigkeit kommt einem manchmal recht aufdringlich vor. Sitzen wir da vor einiger Zeit mit verschiedenen Bekannten an der table d'hôte und machen uns über die Feldhühner her, und was es da sonst Gutes gab; mein Doktor aber läßt die schönsten Platten an sich vorbeigehen. Und als man ihn nach dem Grunde fragte, gibt der Mensch öffentlich die unverfrorene Antwort: „heute ist Freitag!“ Und was war die Folge? daß alles spöttisch auf mich und mein Stück Feldhuhn hinsah, und daß eine Dame zu ihrem Nachbar sagte: „das ist doch ein ganzer Mann, der Doktor!“

„Und das ist er auch, ein ganz famoser Kerl, der Fridel!“ rief der Referendarius ganz stolz, einen solchen Dutzfreund zu haben.

„Alles schön und gut!“ warf der zweite ältere Herr, der vom Amtsrichter zur Jagd geladene Sanitätsrat Leer aus O. mit hämischer Betonung hinein; „alles schön und gut, aber der junge Herr schadet sich selbst vielleicht doch auch dadurch.“

„Aber warum denn, Herr Sanitätsrat?“

„Wenn Sie es nicht übelnehmen, Herr Professor: weil es doch unter seinen Kollegen allgemeine Ansicht ist, daß ein wissenschaftlicher Arzt, der sich noch zu kirchlichen Glaubenssätzen und Gebräuchen bekennt, ein Heuchler sein müsse."

„Fridel ein Heuchler?" fuhr Fritz in die Höhe.

„Das wollte ich ja persönlich nicht gesagt haben; aber . ."

„Aber seine wissenschaftliche Tüchtigkeit in Zweifel ziehen, etwas anderes bleibt dann doch nicht übrig," hielt Professor Stark den Herrn fest. „Nun hören Sie einmal ein eben so offenes Wort, Herr Sanitätsrat: Ich bezweifele durchaus nicht, daß jene Herren Kollegen Wissenschaft und Religion nicht zu vereinigen vermögen. Aber was folgt daraus? daß sie vielleicht das eine, und oft genug auch das nur in recht bescheidenem Maße kennen, aber sicher nicht das andere. Seien Sie übrigens froh, Herr Sanitätsrat, daß der „kleine" Doktor nicht anwesend war, es hätte Ihnen sonst leicht ergehen können, wie Ihrem Herrn Kollegen, dem Dr. Phrasig in E."

„Nun was war's denn?" forschte der Sanitätsrat überlegen.

„Der ließ eines Abends im Bürgerkasino auch dergleichen allgemeine Redensarten ohne jegliche Begründung hören, und fügte triumphierend hinzu; „wir Ärzte haben noch nie eine Seele unter dem Seziermesser gefunden."

„Ganz recht," nickte der Sanitätsrat.

„Ja wohl, das war ganz recht, so lange nicht ein anderer Arzt auftrat, der von der Medizin wenigstens ebenso viel, und von Philosophie und Geschichte ein Bedeutendes mehr verstand. Dr. Phrasig hat seit der Zeit wenigstens öffentlich nie mehr seine Weisheit kund gegeben."

Und das kam so: An jenem Abend erhob sich Dr. Schwarz, und bewies zuerst unter allgemeiner Zustimmung, daß der

phrasenhafte Spruch seines Kollegen philosophisch nichts anderes sei, als der reine Nonsens. Dann aber forderte er ihn in aller Ruhe auf, ohne leere Phrasen einmal etwas Positives aus der Wissenschaft gegen den Glauben vorzubringen, was jener kaum zu versuchen im stande war. Und schließlich stellte er ihm noch folgende vier Fragen: 1) ob ihm Namen wie Professor Hirtl in Wien, Mooren in Düsseldorf, v. Nußbaum in München bekannt seien. Antwort: sehr gut sogar. 2) Ob diese Männer tüchtige Ärzte seien? Antwort: ersten Ranges. 3) Ob sie sich ungläubig oder nicht vielmehr als praktische Katholiken zeigten. Antwort: verlegenes Schweigen. 4) Ob Dr. Phrasig diese Männer dann für Heuchler erklären wolle. Antwort: sehr große Verlegenheit. dem Dr. Phrasig wird es ungemütlich.

„Nun denn," schloß sein Gegner, „dann bitte ich Sie, Herr Kollege, wenigstens hier im gemeinschaftlichen Kasino künftig Reden zu unterlassen, die für andere beleidigend sind, und dabei der Wahrheit und Wissenschaft durchaus nicht entsprechen!"

„Na nu," wehrte der Sanitätsrat, „das war ja recht schneidig; aber es ist doch ein junger Mann, der so auftritt."

„Jung oder alt, darauf kommt es doch nicht an, sondern auf die Wahrheit. Übrigens gilt der „junge Mann" schon jetzt für den tüchtigsten Arzt unter allen seinen Kollegen in E. Er hat mit dreiundzwanzig Jahren das beste Examen bestanden, wie er auch am Gymnasium stets mein bester Schüler war; er hat vor zwei Jahren als Militärarzt den Krieg in Dänemark mitgemacht und sich so ausgezeichnet, daß ihm heuer im böhmischen Feldzug trotz seiner siebenundzwanzig Jahre ein großes Feldlazareth selbständig

überwiesen wurde. Seien Sie versichert, Herr Sanitätsrat, der braucht keine hergebrachten Phrasen zu fürchten."

„Und thut das auch nicht, vor niemandem," trat der Referendar für seinen Freund ein. „Als ich mit ihm in Bonn noch ein Jahr zusammen war, — ich habe es ja nur vom Hörensagen, da ich weder seiner Verbindung angehören konnte, noch dieselben Kollegien besuchte — also in Bonn wählten seine Verbindungsbrüder den hübschen, gescheiten Kerl zum Senior.

Auf einer Fuchskneipe mußte er in seiner Nähe hören, wie ein Bursche seinem Fuchs so nebenbei sagte: „ach was, Fuchs, das erste oder auch das zweite Semester wird nicht studiert, da mußt Du erst leben lernen." Nun fuhr aber der Senior auf: was das für Grundsätze seien, die möchten in einem Korps zur Geltung kommen, aber doch nicht in einer katholischen Verbindung. Er müsse nicht bloß seine Stellung, sondern auch sein Verbleiben in derselben davon abhängig machen, ob diese seine Anschauung hier öffentlich als die rechte anerkannt würde oder nicht. —

Und eben so entschieden trat er schon damals für den Glauben selbst gegen seine Professoren auf. Ein Herr Medizinalrat, Professor X., erlaubte sich eines Tages im Kolleg eine Bemerkung über einen neuen Glaubenssatz der Katholiken, etwas von der Maria. . ."

„Ah die unbefleckte Empfängnis Mariens, die 1854 zum Dogma erhoben wurde," ergänzte Professor Stark.

„Ganz recht, das war es."

Unser Fridel schüttelte heftig den Kopf, und sagte, dem Nachbar verständlich:

„Das muß er widerrufen!"

Nach dem Kolleg bat er den Herrn um ein Wort unter vier Augen.

„Herr Medizinalrat, Ihre Bemerkung war nicht bloß verletzend für mich und die andern Katholiken, sondern zugleich unwissenschaftlich; denn die Kirche lehrt das von Ihnen Angenommene gar nicht. Es ist Ihnen nämlich nichts geringeres als eine Verwechslung von Aktiv und Passiv unterlaufen.

Der Herr Rat fühlte sich zwar etwas verdemütigt, war aber ehrenhaft genug, am nächsten Tage vor denselben Zuhörern den Irrtum zurückzunehmen und die Kränkung zu bedauern. Und dennoch blieb Fridel stets sein liebster, weil bester Famulus."

Der Amtsrichter hatte während des Gespräches den Rest der unglückseligen Hammelskeule, die den ganzen für ihn wenig schmeichelhaften Diskurs veranlaßt hatte, verschwinden lassen, und glaubte nun auch wieder eingreifen zu dürfen.

„Ei wozu das Reden?" sagte er; „der Doktor ist ein tüchtiger Mann, das leugnet niemand; und sogar ein umgänglicher Mensch, das muß ich bekennen, denn nur mir zuliebe hat er diese Jagd mitgepachtet. Ich achte auch seine Überzeugung. Aber wozu muß man damit nach außen so hervortreten?"

„Und warum setzt man unentgeltliche Sprechstunden für Unbemittelte an?" fragte der Sanitätsrat erbittert; „etwa auch für kirchliche Zwecke?"

Professor Stark ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, aber antwortete schlagfertig und unerschrocken:

„Daß der Doktor die Armen unentgeltlich behandelt, da er von seines Vaters Geld leben kann, ist doch schöner,

als wenn er mit dem Schweiße der Arbeiter das Geld aufhäufte! Er thut eine soziale That, die dem Volke, das so gerne über die Blutsauger und Prasser sich ausläßt und nicht immer mit Unrecht, beweist, daß das praktische Christentum eine Wohlthat für die Menschheit ist.

Daß aber ein Mann von dem Leumund und den Fähigkeiten des Doktor Schwarz auch aus seinem religiösen Standpunkt kein Hehl vor der Öffentlichkeit macht, ist ein Ehrenzeugnis für seinen Charakter und zugleich ein apostolisches Werk. Woher kommen Redensarten und Ansichten, die Sie, Herr Sanitätsrat, soeben verlauten ließen, denn anders, als daß die gebildeten Gläubigen sich feige zurückziehen auf die private Religionsübung? Da muß ja das Volk auf den Gedanken verfallen, Unglaube und Indifferentismus seien das Rechte, und der Gebildete, der sich noch öffentlich religiös zeigt, habe Nebenabsichten und sei ein Heuchler. Darum bin ich stolz auf den Doktor, der ist mein Mann!"

„Und der meine auch," stimmte der Referendar ein; „er versteht sein Fach, was er glaubt, darnach lebt er, dafür tritt er schlagfertig und mutig ein, und bei alledem ist er ein jovialer Mensch, der mir in meinen Anschauungen nie zu nahe getreten wäre."

„Na höre, Fritz, bei solchen Lobsprüchen müssen dem Doktörchen ja beide Ohren klingen."

„Mir die Ohren klingen?" wiederholte Fridel, der gerade um den Thürpfosten hereinbog und die letzten Worte des Amtsrichters noch eben zu hören bekam.

„Endlich!" tönte es ihm von allen Seiten entgegen; „wo hast Du über zwei Stunden lang gesteckt? Doch nicht Füchse gegraben? Hier iß und trink!" rief der Amtsrichter ihm zu.

„Danke Dir, ich habe schon gegessen, und möchte gleich wieder aufbrechen. Fritz, Du wirst mich ja wohl begleiten?"

Das alles wurde in einem so hastigen Tone gesprochen, daß es bei Dr. Fridolin Schwarz um so mehr auffallen mußte.

„Aber was hast Du denn?" drängte man, „am Ende gar ein Abenteuer?"

„Jawohl! aber kein lustiges. Ich bin auf Arbeit gewesen. Also höret kurz:

2. Die Jagdbeute.

Beim Trieb an der nördlichen Haidegrenze bemerkte ich einen Pfad, der von unbeschuhten Menschenfüßen im harten Schnee ausgetreten war. Ich nehme die Spur auf — denn es zieht mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinüber — und nach einer Viertelstunde stehe ich vor einer halbzerfallenen Lehmhütte am Rande des Föhrenbusches, der schon zur Jagd von O. gehört . . ."

„Jawohl, wo sich all' das Bettler- und Diebsgesindel einnistet," erläuterte der Amtsrichter.

„Diesmal," fuhr der Doktor gelassen fort, „war es nun doch kein Diebsgesindel, was ich dort antraf, aber unglückliche und darum achtungswerte Menschen." —

Der Sprecher kämpfte sichtlich eine große innere Rührung nieder, und fuhr fort —

„Wie ich an die Hütte kam, stand da ein Bübchen von sieben bis acht Jahren, mager und bleich, mit nackten Füßen und — fütterte die Vögelchen, die sich dort zusammenfanden: Goldammern, Buchfinken, Rotkehlchen. . . ."

„Ja, ja," unterbrach der Sanitätsrat, „dieses Volk bettelt sich säckevoll Brot, und mästet dann damit die Tiere."

„Mag sein! hier waren es hungrige Vögelchen, und der Kleine, dessen bleiches Aussehen genugsam seine Armut verriet, sparte sich offenbar das trockene Brot vom Munde ab. Der Knabe in seinen Lumpen und ein Rotkehlchen auf seiner Schulter: das reizte mich.

„Kind," sagte ich — da fuhr er zusammen und dreht sich erschreckt um — „wohnt ihr hier?"

„Ja," antwortet er scheu und schaut ängstlich nach dem windschiefen Fensterchen neben der Thür.

„Ist Dein Vater da drinnen?"

„Nein, der ist fort."

„Aber die Mutter?"

„Ja."

„Was thut sie denn?"

„Sie weint."

Mir stieg eine Ahnung auf.

„Ist sie krank?"

„Nein, aber das Willichen."

„So dann führe mich einmal hinein!"

Dabei schob ich den Kleinen vor mir her in die Thür. Er hätte sie wohl gern vor dem fremden Manne zugeschlagen, aber da stehe ich schon im — beinahe hätte ich gesagt — im Zimmer.

Die ganze Hütte nämlich ist nur ein einziger Raum, von einer Scheibe erhellt, und angefüllt mit Rauch von dem Holzfeuer, das auf einem Herdloch brennt. In der Ecke sitzt ein Weib von etwa dreißig Jahren, ausgehungert und verweint, an dem Lager ihres kranken Kindes, eines Mädchens von acht bis neun Jahren. Das Lager besteht aus dürrem Laub, worüber ein altes Kleid gebreitet ist;

die Decke besteht wieder aus verschiedenen Kleidungsstücken, und dazwischen liegt das kranke Kind von Hunger abgezehrt, mit tiefliegenden Augen in hitzigem Fieber und von erstickenden Hustenanfällen gequält, bei denen es der armen Mutter traurig und hilfeflehend in die Augen schaut. Daneben hockt auf dem gestampften Lehmboden ein ebenfalls kränklicher Knabe von etwa sechs Jahren und kaut an einer trockenen Brotrinde. Barmherziger Gott! denke ich, hier machst du aber eine gute Jagd!

„Frau,“ sage ich, „hier sieht's aber noch schlecht aus für Weihnachten.“

Sie blickt mich stumm an mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

„Hier schickt Euch das Christkind einen Doktor ins Haus,“ fahre ich fort; „wo ist denn der Mann?“

Sie macht mit der Hand eine heftige Bewegung: fortgegangen! Ich frage nicht weiter, hole den Rucksack herunter, die Rumflasche heraus; Fleisch hatte ich leider wegen des Freitages nicht mitgenommen, aber halt! ich habe ja ein Kaninchen geschossen, und für diese Armen hört das Kirchengebot auf. Ich schlage also die Jägerküche auf. Erst setze ich einen Topf Wasser aufs Feuer und bereite das Kaninchen zu. Inzwischen ist das Wasser zum Kochen gebracht, ich werfe Zucker und Rum hinein und reiche das Getränk herum. Da hätten Sie die Augen dieser armen Menschen leuchten sehen sollen! Binnen kurzem kocht auch der zweite Topf Wasser, das Kaninchen wird hineingelegt und kommt bald gar heraus. Dann wird das kostbare Wildpret nebst Brot und Käse aufgetischt, und ich schaue mit der größten Genugthuung zu, wie schnell alles verschwunden ist. Was meinen Sie, wer war glücklicher: die

Esser oder der Koch? Ich sage Ihnen, so glückliche Menschen, wie wir fünf in der Hütte, gab es in keinem Palast.

Nun aber begann ich wieder zu fragen: wie sie hierher gekommen, wie lange sie schon dort weilten, wovon sie bisher gelebt? Und da sehen Sie einmal unsere himmelschreienden Verhältnisse und Sitten: bis zur Krankheit des Kindes ging die Frau noch zuweilen nach O, um sich von größeren Geschäften oder einzelnen Familien Arbeiten zu holen; sie arbeitete sich Tag und Nacht die Finger blutig, um ihren hungernden Kindern Brot kaufen zu können, und kommt sie dann zurück, um den Lohn zu empfangen, dann sind die vornehmen Herrschaften nicht zu sprechen, denn „die Rechnungen werden Neujahr bezahlt,“ in den Werkstätten aber wird der Lohn frühestens am Ende des Monates ausgeteilt.

So sitzt die Frau mit dem kranken Kinde in der kalten Hütte, und lebt von den Brocken trockenen Brotes, das der Kleine mit den nackten Füßen tagtäglich in der Stadt sich erbettelt. Und dieser kleine Bettler mit seinem hungrigen Magen hat noch ein Herz für die ebenfalls hungernden Vöglein, und fühlt sich reich genug, von seiner Armut mitzuteilen. Da spreche mir nun einer von der Humanität der Gebildeten und dem Stumpfsinn des Pöbels!“

Fridel, unser alter Fridel, war in Eifer geraten, seine Erzählung zu Ende, er griff nach Hut und Büchse. Aber seine Zuhörer saßen noch still und bewegt da.

„Was hast Du vor? So bleib' doch! Zum Jagen hat doch keiner mehr Lust,“ rief man ihm zu.

„Nein, nein! ich muß fort; ich will einen Wagen schicken, um die armen Menschen herüberzuholen. In der Hütte können sie nicht sitzen und verderben! Komm Fritz! wir gehen, ich habe Dir etwas mitzuteilen.“

„Aber," fügte er im Tone der Entschuldigung bei, „lassen Sie sich doch durch meine Aufregung nicht stören, auf Wiedersehen!" — —

„Der Doktor ist doch ein famoser Mensch," nahm der Amtsrichter zuerst die Unterhaltung wieder auf, um den üblen Eindruck etwas zu verwischen, den seine bisherige Haltung auf seinen früheren Lehrer gemacht haben mußte; „aber doch etwas zu weichherzig."

„Ja," fügte der Herr Sanitätsrat mit einem Seufzer hinzu, „hätte der alte Schwarz, dieser Schrapper, ein so gutes Herz gezeigt, als seinen Schwiegersohn das Unglück traf, dann wäre mir auch ein schwerer Verlust erspart geblieben."

„Zu weichherzig?" sagte der Professor; „ich denke, wer keine Thräne weinen kann, der kann auch keine trocknen. Was aber den Gustav Frey betrifft, so ist der erstens nicht der Schwiegersohn des alten Schwarz, und zweitens war sein Zusammenbruch nicht Unglück, sondern Schlechtigkeit. Schwarz kannte den leichtsinnigen Menschen und hatte wahrlich recht gethan, zur Heirat nichts zuzusteuern. Wenn aber andere" — der Sanitätsrat schaut verlegen vor sich hin — „den Gustav in seiner Lebensauffassung bestärkten und unterstützten, und dann von ihm hereingelegt wurden, so ist doch der alte Schwarz daran unschuldig; und ihn deshalb einen Schrapper nennen, heißt doch, die Sache auf den Kopf stellen."

Es entspann sich nun aus der stillen Unterhaltung ein ernstlicher Disput zwischen dem Professor Stark und den zwei verwandten Seelen, dem Sanitätsrat und dem Amtsrichter, über die unehrliche Methode der Beurteilung, welche die Gegner des praktischen Christentums gegen gläubige

Kaufleute, Ärzte, Gelehrte u. s. w. in Anwendung zu bringen belieben. Solche sollen nun einmal nichts leisten und verstehen; ist aber das Gegenteil der Fall und nicht zu leugnen, dann müssen sie von vornherein unredliche Heuchler sein.

Lassen wir die Herren sich streiten; es ist der ewig alte und ewig neue Kampf des Irrtums und der Bosheit gegen Wahrheit und Recht. Ersterer verfügt eben über keine besseren Waffen, und zu letzterem hält trotz aller niederträchtigen Anfeindung doch alles, was ein wahrer und nobler Charakter ist.

Wir müssen eilen, um einem andern Gespräche zu lauschen, das für den Verlauf unserer Erzählung mehr Überraschung bringt.

Nachdem Fridel und sein Freund Fritz Frey sich in Stillschweigen etwas von der Mooshütte entfernt hatten, blieb der Doktor stehen, faßte seinen Gefährten, der durch das geheimnisvolle Benehmen Fridels schon längst auf das äußerste gespannt war, bei den Schultern und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Fritz! ich habe das Rotkehlchen gesehen!“

„Das Rot—kehl—chen?“

Fritz war bei Gustavs Verlobung etwa fünfzehn Jahre alt gewesen, zehn Jahre waren darüber vergangen, und Fritz hatte seine Schwägerin nicht mehr gesehen. Gustav war nämlich vor drei Jahren flüchtig geworden, und als man dies in E. erfuhr, war auch die Spur von seiner Frau mit ihren Kindern nicht mehr aufzufinden.

„Das Rotkehlchen?“ wiederholte Fritz. „In der Hütte?“

„In der Hütte.“

„Doch nicht das arme Weib?“

„Ebendasselbe.“

„Wo sind die armen Geschöpfe? Komm, ich muß sie sehen! Mein Gott! welch ein Wiedersehen! Und das alles hat der Gustav auf seinem Gewissen!“

„Beruhige Dich, Fritz! jetzt kannst Du sie nicht sehen, aber morgen. Sie hat mich auch noch nicht erkannt. Sprechen wir auch nicht weiter von Gustav; andere Leute tragen mit an seiner Schuld, und Du wirst Dich noch wundern, was für merkwürdige Ehrenmänner es gibt.

Einerlei jetzt: Gott lenkt alles zum Besten. Hättest Du die Charakterveränderung des früher so unbändigen Rotkehlchens angesehen, Du würdest auch gestehen müssen: welch ein Glück! die hat der Herrgott selbst in seine Hand genommen, um sie durch ihre eigenen Fehler zu erziehen. Denke Dir:

Mutter und Kinder, halb verhungert und verfroren, sehen seit Wochen zum erstenmale wieder ein warmes Stück Fleisch vor sich. Ich erwarte nichts anderes, als daß sie mit Gier es mir aus den Händen reißen uud verschlingen werden. Was geschieht? Mutter und Kinder stehen da, richten ihre hohlen Augen dankbar gegen Himmel, und beten langsam und laut erst ihr:

„aller Augen warten auf Dich, o Herr! Du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit.“

Mein Gott! wie mir das zu Herzen gegangen ist! Ja, Fritz, da konnte jeder sehen, besser als durch die tiefsten Erörterungen, daß der Mensch etwas Höheres in sich trägt, als das Tier.“

Schweigend gingen die beiden jungen Männer eine Zeitlang nebeneinander her.

„Fritz," begann der Doktor wieder, „diese Perlen waren mir zu zart, um sie dem Amtsrichter in seinen charakterlosen Aufkläricht und dem Sanitätsrat in seinen verworrenen Humanitätskram vorzuwerfen; aber wir beide wollen unsern christlichen Glauben, der alles klärt und veredelt, unentwegt fest- und hochhalten, jeder nach seiner besten Überzeugung."

Stumm aber verständlich drückte Fritz seinem edlen Freunde die Hand.

„Und erst die Freude, als ich zum Schluß den Unglücklichen sagte, ich sei ein Arzt und wolle einen Wagen schicken, um sie alle zu holen und für sie zu sorgen, weil sonst das Willichen sterben müsse! Die Mutter fiel neben dem Lager der Kranken auf die Kniee, schluchzte vor Freude und dankte; die Kranke weinte mit ihr, und die Knaben umklammerten die Mutter:

„Nun sei doch froh, Mutter! das Christkind will uns ja in die Stadt bringen, wie es Dich dahin gebracht hat."

Und sie ahnten nicht, daß der fremde Mann den Sinn dieser Worte so wohl verstand. Endlich riß ich mich los, ich hätte mich sonst nicht länger zu halten vermocht."

Die beiden Jäger näherten sich der Stadt. Fritz war nur noch über eines in Sorgen:

„Welch ein Schmerz wird das für meinen alten Vater sein, wenn er dieses Elend schauen muß! Es sind doch seine Enkelkinder, und die alte Wunde wird wieder aufgerissen. Und doch würde er sicher sie selbst gern aufnehmen, nur wird es nicht angehen wegen der Mutter. Diese ist bereits so weit, daß wir daran denken müssen, sie in eine Irrenanstalt zu bringen; die Aufnahme dieser armen Menschen in unser Haus würde nun unbedingt die Tobsucht ausbrechen lassen."

„Sei dieserhalb unbesorgt, Fritz! Gottes Vorsehung hat die Schicksale unserer Familien verknüpft; bei uns ist Platz genug, und seit dem Tode meiner guten Mutter fehlt im Hause doch die weibliche Hand. — Weißt Du, Fritz, ich — — ich hatte all die Jahre hindurch so meine Gedanken an Rotkehlchen gehabt. Aber das ist ja vorbei, sie ist und bleibt das Weib Deines Bruders. Sie soll aber wieder die Tochter meines Vaters sein und alles mit mir teilen. Ich aber fühle mich durch all diese merkwürdigen Erlebnisse an Armen und Verlassenen, die meist mit dem Christkind verknüpft waren, innerlich gedrängt, auf einen eigenen Herd zu verzichten, und mein Gut und meine Kräfte einzig in den Dienst der Notleidenden zu stellen."

Staunend hörte der Freund zu; er war ein guter Mensch, aber so etwas war ihm doch neu, und er fand augenblicklich kein passendes Wort zur Erwiderung.

„Fridel," bemerkte er nach einer langen Pause, als sie in die ersten Straßen einbogen, die Sache hat Dich doch sehr ergriffen, noch mehr als mich. Also was soll jetzt geschehen? darf ich zu Hause davon sprechen?"

„Deinem Vater im Vertrauen, jawohl; und morgen Abend bringst Du ihn mit herüber. Der Christbaum bei uns soll wieder dastehen, wie vor zweiundzwanzig Jahren und der alte Mann soll seine Schwiegertochter und seine Enkeln froh und heiter wiederfinden. Adieu, Fritz! bis morgen Abend."

„Adieu, Fridel!"

Als der Doktor die Treppe seines väterlichen Hauses hinaufstieg, da jubelte es in seinem Innern:

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!"

Am Nachmittage fuhr Dr. Schwarz mit einem zweispännigen geschlossenen Wagen in die Haide hinaus; Decken und Wärmeflaschen führte er mit, die Zügel ergriff er selbst, da die Wege dem Kutscher nicht bekannt sein konnten.

Bei der Hütte gab es nochmals eine ergreifende Scene: das arme Weib, von der harten Welt so hinausgestoßen, wollte es nicht fassen, daß dieser Mann in so liebevoller Weise sich ihrer annahm; und wären nicht die kleinen Würmchen dagewesen, besonders die Kranke, dann hätte sie vielleicht vorgezogen, wie bisher ihr trockenes Brot durch Arbeit zu verdienen oder es zu erbetteln, anstatt so vor lauter Güte erdrückt zu werden.

Aber der Doktor drängt zum Einsteigen: erst kommt die Mutter, um die eingemummte Kranke auf ihrem Schoß warm zu betten, dann folgen die Knaben, welche den Käfig mit dem Rotkehlchen nicht vergessen; jetzt wird die Thüre zugeschlagen, der Doktor schwingt sich wieder auf den Bock und die Fahrt geht zur Stadt.

Alles Leid, Kälte und Hunger haben die Kinder schon bald vergessen; jetzt geht es ja zum Christkind, das den Wagen geschickt hat! Und was wird es dort erst geben! Glücklicher Kindersinn! Wer wird da nicht erinnert an die Schlußstrophe in dem „Bächlein" von Goethe:

Du Bächlein silberhell und klar,
Du eilst vorüber immerdar;
Am Ufer steh ich, sinn und sinn:
Wo kommst du her? wo gehst du hin?

Ich komm aus dunkler Felsen Schoß,
Mein Lauf geht über Blum' und Moos;
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.

Drum hab' ich frohen Kindersinn,
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin;
Der mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk' ich, wird mein Führer sein!

Ja so ist's mit den Kindern, ohne daß sie es gerade denken.

Die Mutter aber sitzt still da; merkwürdige Bilder verflossener Jahre ziehen an ihrem Auge vorüber, und sie kann nur weinen und beten; aus dem innersten Herzen aber drängen sich ihr die Worte der Reue, des Dankes und der Hoffnung auf die Lippen: „Vater, ich habe gesündigt!“

Der Doktor aber auf dem Bock hatte nur eine Besorgnis: wird die Überraschung, das Wiedersehen und Erkennen zwischen Vater und Pflegetochter nicht eine zu harte Probe für das schwache Weib sein? Doch er sah keinen andern Ausweg, und der Vater wird schon das rechte Wort finden. Um die störenden Gedanken zu vertreiben, schlug er kräftig zwischen die Rosse, die auf den verschneiten Wegen allmählich zu erlahmen begannen.

Der Winterabend senkte bereits den Schleier der Dämmerung über die stille Flur herab, aus den zerstreuten Gehöften blitzten die Lichter eines nach dem andern auf, in den Straßen der Stadt flammten die Laternen.

Da hält der Wagen, der Schlag wird aufgerissen, und als es heißt:

„nun kommt schnell mit der Kranken, hier hinauf,“

da sind anfangs die schwachen Augen geblendet, und die Mutter muß alle Kräfte und alle Aufmerksamkeit anspannen, um ihr Kind hineinzutragen. Erst als sie es in einem bekannten Zimmer in ein bekanntes Bettlein niederlegt: da beginnt sie etwas zu ahnen, es wird dunkel vor

ihren Augen, und Scham und Ärger, Freude und Dank stürmen auf das arme schwache Herz ein.

Da tritt Vater Schwarz, ehrwürdig ergraut, rasch hinzu, schließt sie in seine Arme und ruft ihr in dem zärtlichsten Tone, dessen seine tiefe Stimme fähig ist, entgegen:

„Rotkehlchen! mein liebes Rotkehlchen! bringt Dich das Christkind mir wieder, um meine alten Tage zu erfreuen?“

Die Scene aber, wie das junge Weib in stummem Schmerze dem alten Manne zu Füßen sinkt und seine Hand mit Thränen benetzt, wie er sie aufhebt und von der Vergangenheit nichts wissen will, sondern voll Freude jubelt und die Kinder herzt und ihnen zu essen und zu trinken reicht — das alles auszumalen muß der Leser oder die Leserin selbst übernehmen.

Ja es herrschte diesmal noch eine größere Freude als vor zweiundzwanzig Jahren. Wie klang es dem alten Schwarz so süß in die Ohren, als Rotkehlchen beim Abendessen seine Hand ergreift und so ganz von Herzen sagt:

„Vater! wie ist Gott so gut! leichtsinnig und ungehorsam hatte ich mein Glück auf eigene Faust gesucht und wohin war ich gekommen! Jetzt sehe ich mich wieder in Gottes Hand, und will da bleiben.“

„Nun schweig davon, Kind!“ sagte der Vater; „heute sollst Du ruhen, morgen wird der Christbaum hergerichtet, und am Christfest wirst Du uns erzählen.“

Zweites Kapitel.

Rotkehlchens Erzählung „auf eigene Faust."

1. Gott verloren.

„Arm ist der Taglöhner, ärmer der Bettler,
am ärmsten der Sünder."

Am heiligen Abend herrschte im Schwarzschen Hause wieder eine ungewohnte Geschäftigkeit.

Rotkehlchen war nicht der Charakter, wegen irgend etwas den Mut sinken zu lassen. Die jetzige Lage brachte ja trotz der glücklichen Wendung sehr viel Demütigendes mit sich: der Vorwurf der Vergangenheit, die Blicke und das Gerede der Leute, die Enthüllungen über ihren geflüchteten Mann u. s. w., u. s. w. Aber es war nun einmal so gekommen, Gott sei's gedankt! darum war es das Beste, über das Vergangene einen Schleier zu werfen, und jetzt in den neuen Verhältnissen frisch zuzugreifen, um alles so viel als möglich wieder gutzumachen.

So dachte Rotkehlchen, und das war gescheit. Ihre Kräfte schienen sich verdreifacht zu haben; auf und ab war sie den ganzen Tag durch das Haus beschäftigt, und am Abend stand alles in schönster Ordnung. Der Christbaum flammte seit langen Jahren zum erstenmale wieder; darunter stand auch das Kripplein, in dem das Geheimnis alles menschlichen Glückes verborgen liegt, und an dem

Rotkehlchens Glück vor Jahren so offenkundigen Anfang genommen hatte.

Das Gesinde versammelte sich zur bestimmten Stunde wie vordem, doch war nur der treue Buchhalter noch vom alten Inventar übriggeblieben. Der Doktor trug das Wilhelminchen, dessen Fieber durch seine Kunst und Sorgfalt fast beseitigt war, warm eingehüllt auf seinen Armen herunter, und setzte es dicht vor dem Krippchen in einem bequemen Sessel nieder; Fridel und Leo, die beiden Knaben, traten mit ihrem zahmen Rotkehlchen ebenfalls heran. Und als nun Vater Schwarz mit schon vor Rührung zitternder Stimme begann: „Stille Nacht, heilige Nacht . . “ und die Kinder mit ihren frohen, wie Silberglöcklein klingenden Kehlen einfielen — da stand einer im Hintergrund, dem die hellen Thränen im Auge glänzten: der Doktor. Wer versteht ihn nicht?

Mitten im Jubel meldet sich ein Besuch; der Doktor winkt Rotkehlchen hinaus — und im Nebenzimmer findet das erste Zusammentreffen mit dem Schwiegervater und dem Schwager Fritz statt.

Als die ersten Gefühle und Gedanken ausgetauscht waren, und die Gesichter sich wieder geglättet hatten, traten alle vier in den Saal, wo der Großvater seine Enkel an sein Herz drückte, und die Freude nun eine doppelte war.

Doch auch die schönste Freudenstunde hat ihren Glockenschlag. Mit einem gemeinsamen Lob- und Dankgebet schloß dieser heilige Abend, an dem so viele alte und junge Herzen durch das Kindlein in der Krippe wieder glücklich geworden waren.

Am heiligen Christtag nach der Vesper setzten sich Vater Schwarz, der Doktor und Rotkehlchen im trauten Wohn-

zimmer zusammen. Letztere hatte sich zartfühlend gegen die Zulassung des Schwiegervaters gesträubt, weil ihre Erzählung dem alten Manne ins Herz schneiden würde. Dagegen erschien auf Wunsch des alten Schwarz der Herr Pastor, um die so traurige wie glückliche Erfüllung seiner frühern Prophezeiung zu hören und zu sehen.

Einfach und offen, als ob es einer dritten Person gälte, begann Rotkehlchen:

Es sind jetzt beinahe zehn Jahre, daß ich allen Mahnungen zum Trotz mein Leben an Gustav knüpfte. Ein paar lustige Flitterwochen flogen schnell dahin, und bald gab es auch schon Splitter. Da ich zur Zeit der Verlobung nicht die Lossprechung erhalten konnte, war ich auch in der österlichen Zeit von den Sakramenten ferngeblieben. Bei der Heirat jedoch folgte ich der Mahnung des Pfarrers, brachte alles in Ordnung, und machte den festen Vorsatz, eine brave christliche Hausfrau zu werden. Aber ich kannte mich selbst und meine Lage noch nicht, und schon bald sollte es anders kommen.

Wenn ich des Sonntags in der Frühe sorgfältigst meine Toilette gemacht hatte, so wäre ich gewiß gerne am Arme meines Mannes zur Kirche stolziert. Aber das gab's eben nicht: Gustav ging weder mit mir, noch überhaupt zur Kirche. Und da wäre es doch fürwahr ein Wunder gewesen, wenn ein so leichter Charakter wie ich auf die Dauer regelmäßig seiner Sonntagspflicht genügt hätte.

Als ich dann meinem Versprechen gemäß, das ich bei der Heirat dem teilnahmsvollen Priester abgegeben hatte, auf Weihnachten einmal wieder die Sakramente empfangen wollte, während Gustav für diesen Tag einen ganz andern Plan entworfen hatte, da brach schon ein heftiger Streit aus.

„Ach was!“ schrie er mich mit bisher ungewohnter Entschiedenheit an, „komm mir ja nicht mit Frömmelei in die Quere! das vertrage ich am allerwenigsten.“

Ei! dachte ich bei mir, ich muß ihm in diesem Stück etwas nachgeben, dann wird er um so eher geneigt sein, mir mein Recht zu lassen oder gar mitzuthun. Also ich ging einstweilen nicht mehr beichten. Einen Rosenkranz hätte ich von vornherein nicht zu zeigen gewagt. Auch machte ich, um Gustav nicht zu reizen, bei Tisch kein Kreuzzeichen mehr; ich dachte: er wird dann still mitbeten. Statt dessen aber betete ich selbst bald nicht mehr.

Und Gustav schien diese große Rücksichtsnahme dankbar zu empfinden; er lobte mich dafür, und suchte mir den Gottesdienst und die Religion durch Vergnügen zu ersetzen und vergessen zu machen.

Freilich wenn es dann doch einmal ob Gustavs Launen einen Zwist gab, und wenn er mich dann wie eine Magd verächtlich behandelte, tagelang allein sitzen ließ, dann fühlte ich schon meine armselige Lage: ohne Stütze und Rückhalt nach Außen, ohne Trost und Frieden im Innern.

Immerhin war das noch das goldene Zeitalter zu nennen; und als das Willichen kam, da schien der Ehehimmel sogar eine zeitlang völlig wolkenlos. Ohne Hindernis konnte die kleine Heidin zur katholischen Kirche getragen und dem Großvater zu Ehren auf den Namen Wilhelmine getauft werden.

Mittlerweile war ich durch Gustav mit verschiedenen Familien bekannt geworden, deren Hausväter oder Söhne den mancherlei Lieder-, Verschönerungs-, Bildungs- und andern Vereinen angehörten, an denen auch Gustav leider schon zu viel zum Schaden des Geschäftes und des Familien-

lebens sich beteiligte. Die Frauen dieser Kreise hielten abwechselnd ihre Theekränzchen. Was da an religiösen Spöttereien und schlüpfrigem Klatsch verübt wurde, war selbst mir zü arg. Eines Tages wurde das unsittliche Verhältnis eines in der Öffentlichkeit bekannten Herrn mit ekelhafter Behaglichkeit besprochen, und ich gestattete mir die Bemerkung:

„Das ist doch eine Niederträchtigkeit von einem Ehemanne!“

„Ach,“ entgegnete mir eine Frau Sanitätsrat lächelnd, „so sind sie ja alle.“

„Was?“ rief ich entrüstet, „das lasse ich mir von meinem Manne doch nicht sagen!“

„Nun, Liebste, dann sind Sie eben noch sehr naiv,“ war die kurze, von allgemeinem Gekicher begleitete Antwort.

Ich war nachdenklich geworden über diese Freundeskreise meines Mannes, die so von sich selbst urteilten. Abends erzählte ich ihm von der Geschichte, und

„Nun, was ist denn dran?“ bekam ich als Antwort.

Damit zog der Teufel des Argwohns bei mir ein, und nun fiel mir so manches auf im Benehmen Gustavs gegen Dienstboten und andere Personen. Aber ein Wort von mir, und der Mann, dem zuliebe ich alles verlassen, stieß mich grob in das Wohnzimmer zurück, und schrie mir zu:

„Kümmere Dich nur nicht um meine Angelegenheiten!“

Das war eine zweite Enttäuschung, und mein Herz fühlte sich schon beklemmt beim Gedanken an die Zukunft; eine gegenseitige Abkühlung war die Folge. Doch als Fridel, ein hübsches Bübchen, sich präsentierte, da war Gustavs Freude groß, und noch einmal zeigte er mir für kurze Zeit eine gewisse Herzlichkeit.

Freilich wollte er gern den Sanitätsrat Leer, der mir öfters sehr lästig und in der Seele zuwider war, zum Paten bestellen, und den protestantischen Pastor die Taufe vornehmen lassen, das sei ja doch einerlei.

„Gustav," wagte ich zu sagen, „viel zu viel habe ich Dir schon nachgegeben, selbst den Trost meiner Religion verloren, nun mache mich nicht dadurch unglückselig!"

„Wie?" brauste er auf, „kommst Du wieder mit diesen religiösen Schrullen?"

„Aber, Du hast es mir heilig versprochen!"

„Zum —" schrie er ohne Rücksicht auf meine Schwäche, „das mache ich, wie ich will. Ich muß auf meine Freunde Rücksicht nehmen, und fürs nächste Mal ist hiermit die Sache schon erledigt."

In jenen Tagen, lieber Vater, fühlte ich bereits schmerzlich, daß Deine Worte sich erfüllen würden, und mein Unglück nahe sei. Ich ahnte aber noch nicht, wie bald es sich vollenden sollte.

Bis dahin hatte ich bei aller Nachlässigkeit doch noch immer das der seligen Mutter gegebene Versprechen gehalten, diese Medaille hier zu tragen und jeden Abend andächtig zu küssen. Eines Nachts, da er wieder spät und im Rausche heim kam, bemerkte Gustav mein Verbrechen. Er ahnte, was das sei, es befällt ihn eine Wut, er reißt mir die Medaille vom Hals, schleudert sie in die fernste Ecke und brüllt:

„Du sollst mich ein- für allemal mit dem Firlefanz in Ruhe lassen!"

Und als ich mich bückte, um sie aufzuheben, stieß er mich mit den Füßen zu Boden, und schrie zornfunkelnden Auges und mit unheimlicher Stimme mir zu:

„Weib, laß liegen, oder es gibt ein Unglück!"

An jenem Abend habe ich über meinen Liebeswahn wirklich und aufrichtig Reue erweckt, an Gott mich gewandt und um Verzeihung gebeten und — von da an mein schreckliches Unglück als Buße getragen.

2. Menschen = Lieb' und Treue.

„Man sagt, daß Menschen ohne Glauben
Aus ihrem Herzen längst die Lieb' verbannt;
Für Gold und Ehre sich den Himmel rauben,
Verkaufen Gott und Vaterland."

Ich ward nunmehr wie eine Magd im Hause behandelt. Es fanden öfters Zusammenkünfte bei Gustav statt, bei denen außer Herrn Heimlich, dem Kompagnon Gustavs, besonders noch der Sanitätsrat L. viel von Freiheit und Brüderlichkeit, von Aufklärung und Humanität u. dgl. redete, auch die gegenseitige Unterstützung der Gesinnungsgenossen sehr betonte. Gustav verstand das bald. Er brauchte mehr Geld für seine Lebensweise, als das Geschäft abwarf. Er wurde Mitglied des Geheimbundes, und nach einem Jahre schon durch Empfehlung des Herrn Heimlich Kassierer in demselben.

Von da an zeigte er sich nicht bloß gleichgültig gegen die Religion, sondern kampflustig und herausfordernd. Der Prediger durfte öfters das Haus besuchen, um mich zu bearbeiten.

Leo sollte nun bald das Licht der Welt erblicken, und ich erinnerte mich mit Besorgnis der Drohung Gustavs vom vorigen Jahre.

„Gustav," redete ich ihn eines Tages freundlich an, „ich lebe in ständiger Unruhe wegen einer Gewissenssache, und das ist mir und dem Kinde gefährlich. Ich bitte Dich, gib mir die Versicherung. . . ."

„Fängst Du schon im voraus mit den Grillen an, derentwegen ich mich von den Leuten hänseln lassen soll? Die Sache ist längst abgemacht.“

„Gustav,“ sagte ich bitter, „willst Du also wortbrüchig werden?“

Er würdigte mich keiner Antwort. Aber was geschah? Das Kind wurde mir mit Gewalt aus den Armen gerissen, und zu dem Prediger getragen. Wenn ich an die Scene denke, dann krampft sich noch jetzt mein Herz zusammen. Aber ja, ich hatte alles das verdient! . . . Die Folge war, daß ich wochenlang kränkelte, wobei ich meistens das Bett hüten mußte, und doch niemand sich meiner annahm.

In dieser Zeit hörte ich mehrmals unter mir eine ausgelassene Gesellschaft mit Weiberstimmen gemischt, die ganze Nacht ihre Orgien feiern. Die Dienstboten wollten mir nicht Rede stehen, doch merkte ich soviel, daß die Sittenpolizei da hätte eingreifen sollen. Das konnte eine Frau sich doch nicht bieten lassen! In meiner Hilflosigkeit wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich den Staatsanwalt schriftlich aufmerksam machte. Es wurde auch etwas untersucht, aber was war die Folge? daß ich dafür büßen mußte, und von Gustav mit Verwünschungen und Schlägen traktiert, mit Scheidung bedroht wurde.

Ja in seiner Gegenwart durften gemeine Freunde seinem hilflosen jungen Weibe gegenüber sich allerlei häßliche Anzüglichkeiten erlauben, und er hatte nur ein cynisches Lächeln dafür. Mein Gott! es ist wahr: das häßlichste und gemeinste Geschöpf ist ein schlechtes Weib; aber die grausamste und brutalste Bestie ist der Mann ohne Religion, wenn er seinen Leidenschaften keinen Zügel anlegen braucht.“ — —

Die Hände ballten sich, und die Augen glühten, als Rotkehlchen so sprach.

Vater Schwarz verbarg seinen eigenen Ingrimm und suchte sie zu beruhigen.

„Ach Kind,“ sagte er, „nun vergiß! wir wollen Gott danken, daß er alles so gefügt hat.“

„Ja Vater, ich kann Gott danken, das wirst Du sofort noch mehr hören, denn ich bin noch nicht zu Ende. Mein Zustand verschlimmerte sich und wurde gefahrdrohend.

„Gustav,“ bat ich, „ich muß sterben, laß mir doch den Priester kommen.“

Was gab der Mann, der mit seinen Gesinnungsgenossen überall die schönsten Phrasen von Freiheit, Brüderlichkeit und Menschlichkeit im Munde führte, seinem todkranken Weibe auf diese Bitte zur Antwort?“

„Was soll der Pfaffe hier im Hause? Du kannst auch ohne einen solchen sterben.“ —

Da habe ich in meiner Not gebetet, von ganzem Herzen, und die Medaille erfaßt und geseufzt:

„Liebe Mutter Gottes, ich habe ja nichts besseres verdient; aber Du kannst mich doch nicht verlassen!“

Im selben Augenblick höre ich drunten einen Streit:

„Was wollen Sie? hier hat Sie niemand begehrt!“ schreit mein Mann hitzig.

„Doch!“ entgegnet eine ruhige Stimme; „ich bin zu einer Kranken gerufen worden, und das ist hier.“

Damit kommt jemand die Treppe herauf, in mein Zimmer: es ist der Priester mit dem heiligen Sakrament; er hatte unsere Hausnummer 88 verwechselt mit 98, wohin er gerufen war.

Guter Gott! womit hatte ich das verdient? O wie glücklich fühlte ich mich nun in all meiner Trübsal durch das Bewußtsein, daß ich wieder von Gott angenommen sei. Und dieser Trost hat mich während der folgenden harten Zeit vor der Versuchung geschützt, mit dem Leben auch meinem Elende ein Ende zu machen.

Ja ich muß Gott danken für das Übermaß von Mißhandlung; denn ohne das hätte weder ich mich Gott wieder zugewandt, noch meine unschuldigen Kinder für Gott erzogen. Vor der Brutalität des Vaters flüchteten sie zu mir, sie weinten mit mir und trösteten mich, sie beteten mit mir und waren so gern bereit und empfänglich, von Christkindchens Liebe sich erzählen zu lassen. Da hat auch das Willichen gelernt, in so jungen Jahren bei Leiden und Schmerzen nie zu klagen und alles im ewigen Lichte anzuschauen und aufzufassen. —

Noch einen Engel des Trostes schickte mir Gott zu jener Zeit, das war die Frau Justizrat Ehrenborg; eine Seele so gut wie die Mutter selig, die in Übereinstimmung mit ihrem Mann sich ganz den Armen und Hilflosen widmete, und so auch mich besuchte und aufrichtete.

Zur Kirche wäre ich gern gegangen, mußte mich aber auf jene Tage beschränken, wo ich vor den Gewaltthätigkeiten Gustavs durch seine oft längere Abwesenheit gesichert war.

So verlebte ich noch zwei traurige Jahre; da schlug für mich die Stunde der Befreiung, noch nicht aus Not und Elend, aber wenigstens aus den Klauen meines selbstgewählten Peinigers.

Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus falschem Herzen. v. Haller.

3. Brotlos.

Durch die Verbindung mit den Leuten von der Brüderlichkeit und Humanität gelangte Gustav freilich zu größerer Kundschaft im Geschäft; insbesondere kamen viele Arbeiter, denen man auf Fabriken und Werkstätten das Haus Gustav Frey und Comp. nachdrücklichst für ihre Hochzeits- und sonstigen Einkäufe empfohlen hatte. An diese mehr unfreiwilligen Kunden konnten Ausschuß und Ladenhüter für gutes Geld abgesetzt werden.

Aber was war das für Gustavs steigende Bedürfnisse? Ein Tropfen auf heißem Stein. In seinen Klubs und Gesellschaften wurde hochgespielt. Gustav konnte und wollte sich davon nicht abschließen. Das Glück war ihm zwar nicht günstig, aber der Spielteufel ließ ihn nicht mehr fahren. Ein vernünftiger Mann von wirklichem selbständigem Charakter hätte sich ja auch durch die äußeren Rücksichten nicht bewegen lassen, dieser schlimmsten aller Leidenschaften auch nur einmal sich hinzugeben. Denn hat der Löwe einmal Blut geleckt, dann hält ihn Himmel und Hölle nicht mehr von der Jagd zurück. Da werden alle edlen Gefühle erstickt, Weib und Kind, Ehre und Leben ist feil, ohne daß Gewinn oder Verlust eine Übersättigung herbeizuführen vermöchte. So ging es erst recht Gustavs haltlosem Charakter. Binnen kurzem waren 2000 Mark verloren, die er nun teils durch falsche Eintragungen auf Kosten Heimlichs, teils durch eine „vorläufige geheime Anleihe“ bei der ihm anvertrauten Bundeskasse sich verschaffte.

Als er nun für letztere die Jahresrechnung ablegte, fehlten zwar bedeutende Posten; der Revisor aber, Herr Heimlich, sprach nach flüchtigem Überblick aus reiner Brüderlichkeit laut und deutlich sein „alles stimmt“, und Gustav erhielt glücklich Decharge.

Allein Heimlich fühlte sich durch den Vorfall denn doch bewogen, bei der Geschäftsbilanz zu Neujahr sich einen etwas genauern Einblick zu gestatten, und da entdeckte er wieder grobe Irrtümer, die er diesmal aber aus geordneter Selbstliebe nicht so übersehen durfte. Gustav zeigte sich sehr erstaunt, rechnete und — ja wirklich merkwürdig, es stimmte nicht. Aber am folgenden Tage stimmte es doch: Gustav hatte den Sanitätsrat in seiner Verlegenheit gebeten, nur für kurze Zeit das Manko als ihm ohne Eintragung geliehen anzuerkennen. —

So stand Gustav auf einem Vulkan, der ihn jeden Augenblick in die Luft, d. h. hinter die spanischen Gardinen schleudern konnte. Um so nervöser suchte er Zerstreuung; das kostete aber wiederum Geld, und um so herzhafter griff er hinein in die Kassen, die nicht sein waren.

Für das Weihnachtsgeschäft machte er dann riesige Einkäufe, um alles wieder einzubringen, wenigstens — das Reisegeld für Amerika und noch einen guten Zehrpfennig dazu.

Mit dem zweiten Weihnachtstage war Gustav verschwunden. Als er bis Neujahr nicht wieder zum Vorschein gekommen, schöpften seine „Brüder" von der Aufklärung Verdacht, die Kassen wurden revidiert, alles war klar! Heimlich, als ruinierter Mann griff zur Pistole; der Sanitätsrat verfluchte die Gewissenlosigkeit der Menschen, war aber als kluger Mann doch so gescheit, die nie erhaltene Summe wie eine wirkliche Schuld zu zahlen.

Und was ward aus mir und meinen Kindern?

Nach zwei Monaten ging das Konkursverfahren zu Ende; wir mußten die Wohnung räumen; unsere Kleidung und einige Möbel hatte man uns gelassen, sonst kümmerte sich keiner der „Brüder" um uns.

Wohin jetzt? Ach! und doch war es mir so leicht ums Herz trotz Ärger und Schande und Zukunft. Vor den hämischen Blicken und Zungen der Leute zog ich mich in ein Nebengäßchen am entgegengesetzten Ende der Stadt zurück, wo ich eine kleine Wohnung fand und unbekannt blieb. Ich suchte und fand Handarbeit für Familien und Werkstätten. Das reichte jedoch nicht für Miete und Nahrung aus; aber ich hatte ja noch die Möbel, die zum Teil überflüssig den Raum wegnahmen. Also ein Stück nach dem andern wurde verkauft, bis der letzte Groschen für ein Brot eingetauscht war, und der herzlose Mietsherr uns die Thüre wies.

Nun erst brach das Elend wieder herein. Wir bezogen ein armseliges Dachstübchen, und fristeten dort einige Monate schon teilweise mit Betteln das Leben. Endlich, da ich auch den vierteljährigen Mietspreis von fünf Mark für den kalten, feuchten Winkel nicht erschwingen konnte, und meine Ehre dem schändlichen Menschen nicht als Ersatz feilstand, saß ich eines Morgens mit den kleinen Würmchen, ohne Möbel, ohne Geld, schlecht gekleidet auf der Straße.

Vor Scham und Schmerz flüchtete ich mit meinen Kindern ins Freie, wohin? ich wußte es nicht, bis wir die verlassene Hütte entdeckten. Was wir da gelitten, ich will es nicht klagen, denn ich hatte es selbst verschuldet und verdient. Aber die Kleinen! Und Gott hat sie nicht verlassen. Acht Tage schon hatten sie jeden Morgen und jeden Abend zum Christkind gefleht, und es hat geholfen! Wie werde ich je meinen Dank dafür zahlen?"

Vater Schwarz saß da, und die stillen Thränen rollten ihm über den grauen Bart. Der ehrwürdige fast siebzigjährige Pfarrer aber nahm zuerst das Wort:

„Kind," sagte er in feierlichem Tone, „ich war dessen gewiß, daß Gott alles zu Deinem Besten lenken würde, aber durch viele Trübsale. Jetzt höre noch zwei Worte von mir: Christkind hat sein Werk noch nicht vollendet, bis der Vater seine Kinder gefunden hat; und das müssen die Kleinen noch erflehen, sollten sie darüber auch Männer werden. Du aber hast Dein Glück in Gottes gütiger Vaterhand wiedergefunden, damit Du nun selbst Deine Liebe und Sorgfalt den Armen und Verlassenen zuwendest. Das soll Dein schönster Dank sein."

„Ja, Herr Pastor," erwiderte Rotkehlchen mit fast jugendlicher Begeisterung, „was die selige Mutter mir bei der ersten heiligen Kommunion gesagt und ich leider so wenig beachtet habe, ich will es jetzt zur Ausführung bringen: ein Rotkehlchen will ich sein, das dem Heiland in seinen Armen dient, ohne auf die eigene Anstrengung zu achten."

„Und ich," schloß der Doktor mit einem freudigen Händedruck, „werde Dir dabei brüderlich zur Seite stehen."

Auf zu der Sterne
Leuchtender Ferne
Blicke vom Staube
Mutig der Glaube!

Drittes Kapitel.

Ringende Mächte.

1. Was ein christlich Weib vermag.

„Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Unschuld zu verraten,
Ihr betrüglich Netz gestellt.“
Schiller.

In das vereinsamte Schwarzsche Haus war neues Leben eingezogen. Rotkehlchens lebhafte Naturanlage schien zwar nichts weniger als gebrochen, wohl aber war sie durch die bittern Erfahrungen geklärt, und durch eine tiefe und praktische Frömmigkeit veredelt worden. Diese Charaktereigenschaften fanden jetzt nach allen Richtungen hin ein weites Feld zur freien Entfaltung, und sollten bald zum Glück vieler Mitmenschen beitragen.

Zunächst beseelte Rotkehlchen ein lebhaftes Gefühl innigster Dankbarkeit gegen die beiden Männer, denen sie und ihre Kinder so auffällige Weihnachtsfreuden verdankten. „Kinder,“ sprach sie oft, „vergeßt doch niemals, wie ihr hieher gekommen seid.“

Vater Schwarz ging nach gerade auf die Sechzig zu; und wenn er auch noch eine Gestalt von herrlicher Rüstigkeit darbot, und seinem Hause und Geschäfte mit ungebrochener Energie vorstand, so konnte er doch allmählich die aufmerksame Pflege wohl gebrauchen, mit der Rotkehl-

chen, um frühere Schuld zu tilgen, auf jede Weise für seine Bequemlichkeit besorgt war, seine Wünsche im voraus erriet und mit unveränderlicher Liebe und Heiterkeit erfüllte. Es war, als ob der holde Geist seines treuen Weibes wieder durch das Haus schwebte.

Und unser Doktor! mit verdoppelter Lust konnte er jetzt seinem Berufe nachgehen. Denn in der außerärztlichen Bethätigung der Nächstenliebe, für die er bei seiner Praxis so viel Gelegenheiten aufdeckte, erstand ihm in Rotkehlchen bald eine kluge Beraterin und eifrige Helferin.

Außer diesen Zweien war es dann noch der alte Stadtbaumeister, der Rotkehlchens Liebe ganz besonders empfohlen sein mußte. Redlich hatte er sich sein Leben hindurch geplagt, und wenig Freude dafür geerntet. Die traurige Laufbahn seines Ältesten kennen wir ja; des Vaters Ersparnisse hatte er am Spieltisch und in liederlicher Gesellschaft gewissenlos verschwendet, und ihm dafür die Schande zurückgelassen. Die Frau Stadtbaumeister aber wollte trotz ihrer zweiundfünfzig Jahre närrischerweise noch immer die kokette Modekönigin darstellen; und da ihr jedes religiöse Gefühl und Verständnis abhanden gekommen, so brachte selbst das Unglück nur eine Verschlimmerung ihrer frivolen Thorheiten zu Wege. Oft stöberte sie plötzlich des Nachts in ihrer Garderobe umher, um sich für ein geträumtes heimliches Rendez vous aufzuputzen; bei ihren täglichen Gängen durch die Stadt blieb sie zuweilen vor den Kirchen stehen und mahnte die Vorübergehenden, doch dafür zu sorgen, daß diese schönen Lokale zu etwas Gescheidterem, zu Theater und Ballsälen benutzt würden. Nachdem Frey jahrelang auch dieses schwere Kreuz zu allem andern mit christlicher Geduld getragen, sah er sich schließlich doch gezwungen, seine Frau einer Irrenanstalt zu übergeben. Von da an

war er nun der tägliche Gast im Schwarzschen Hause, wo alle, besonders seine Enkel und seine Schwiegertochter ihr Bestes thaten, um dem alten Herrn eine vergnügte Stunde zu bereiten.

Die wichtigste Arbeit jedoch für Rotkehlchens liebendes Herz war die frühzeitige Erziehung ihrer Kinder, deren Wichtigkeit sie an sich selbst ja erfahren hatte.

Not und Elend hatten die Kleinen mit ihr geteilt, und dadurch waren aller Herzen sowohl miteinander auf das Innigste verschmolzen, als auch naturgemäß auf Gott und Religion hingerichtet, wie sich das in dem täglichen Gebet für den fernen Vater so rührend äußerte.

Was also Liebe, Gehorsam, kindliche Frömmigkeit betraf, da fand die eifrige Mutter keine Schwierigkeiten, der Boden war bestens vorbereitet. Jetzt galt es aber auch für die Ausbildung Sorge zu tragen; denn bei den harten Schicksalsschlägen und vielen Wechselfällen war Schulbesuch und Unterricht bis dahin völlig unterblieben.

Leo war jetzt sechs Jahre alt und wartete mit dem Schulbesuch bis Ostern. Fridel aber mit seinen siebeneinhalb Jahren mußte schon jetzt in die Schule geschickt werden. Beide, Leo still und bescheiden, Fridel frisch und unternehmend, waren bald, dank der mütterlichen Nachhilfe, auch im Lernen und Wissen ihren Altersgenossen ebenbürtig.

Und was macht das fast neunjährige Wilhelminchen oder Willichen, das ebenfalls noch nicht lesen oder schreiben kann? Ja, mit diesem lieben Kinde sollte die Mutter ihre letzte, aber vielleicht schmerzlichste Sühne für frühern Leichtsinn entrichten.

Willichen war der Liebling, teils als das schwächste und hilfsbedürftigste von den dreien, teils wegen seiner

Unschuld und frühreifen Frömmigkeit; und Willichen — sollte sterben!

Das Fieber hatte des Doktors Bemühung trotz der Entkräftung des Kindes behoben; jedoch bildete sich nach und nach ein anderes Übel heraus, eine Hautwassersucht, die als ungefährlich anfangs wenig Besorgnis einflößte. Aber Wochen vergingen, und die Sache gestaltete sich schlimmer statt besser; und schließlich mußte der Doktor sich und der unglücklichen Mutter gestehen, daß seine Kunst in diesem Falle bei der geschwächten Natur des Kindes wohl nicht zu helfen im stande sein werde.

„Das ist doch nicht möglich!" rief Rotkehlchen schmerzlich berührt; „dafür hat Gott uns nicht gerettet, daß ich jetzt nicht Zeit finden sollte, an dem Kinde gut zu machen, was durch meine Schuld gefehlt wurde!"

Und nun verdoppelte sie ihre Sorge, sie ließ die beiden Kleinen häufig beten und den Himmel in dieser Angelegenheit bestürmen. Aber Willichen hörte davon.

Eines Tages trat nämlich der kleine Leo an das Bett und fragte:

„Aber Willi, warum willst Du denn sterben?"

„Ich sterben? Wer sagt Dir das?"

„Die Mama; und wir müssen beten, damit das Christkind dich nicht wegholt."

Die Kranke wurde darob still und nachdenklich.

„Mama," rief sie der später eintretenden Mutter entgegen, „warum soll ich denn nicht sterben? Ich komme doch dann zum Christkind in den Himmel, und da ist es viel schöner."

„Nein, mein Herzchen," erwiderte die Mutter betroffen, „Du bist noch zu klein, Du darfst noch nicht sterben; später, wenn Gott es so will."

„Aber Mama, Du hast mich doch selbst in der Hütte damit getröstet, ich sei brav und rein wie ein Täubchen, das gleich zum lieben Gott fliegen könne; also laß mich doch auch jetzt fliegen!“

Der Mutter Auge feuchtete sich; sie fühlte wohl wie wahr und recht das unschuldige Gemüt dachte und sprach, aber

„Nein, nein! Du darfst nicht sterben, Willichen; sei gehorsam und bete mit uns für Deine Genesung!“

Das Kind gehorchte, betete jedoch ohne inneres Interesse. Im Gegenteil, seine Gedanken an den Himmel befestigten sich, seine Gespräche nahmen mehr und mehr ausschließlich die Richtung auf heilige Dinge, und in den größten Schmerzen der zunehmenden Krankheit, die kaum eine Berührung oder eine ruhige Lage gestattete, kam niemals eine Klage über seine Lippen.

Eines Tages, da gerade ihr Lager möglichst bequem hergerichtet war, sagte die Kranke mit treuherziger Innigkeit:

„Mama, warum sind wir nicht so arm geblieben wie in der Haidehütte? Da waren wir doch viel mehr dem göttlichen Christkind im Stalle ähnlich!“

Da nun der Doktor sah, daß Rotkehlchen den Gedanken an den sichern Tod ihres Lieblings immer noch nicht fassen wollte, machte er selbst den Pfarrer aufmerksam, damit dieser das Kind entsprechend vorbereite. Der alte Herr kam selbst, und stellte zuerst Rotkehlchen vor Augen, daß sie Gott dem Herrn nicht Zeit und Wege vorschreiben dürfe, sondern dessen Anordnung, wenn auch nicht gefühllos, so doch wenigstens mit christlichgläubiger Ergebung aus seiner Hand annehmen müsse.

„Jetzt,“ so fügte er hinzu, „liegt das Schicksal dieses Engels ganz in Gottes Hand; willst Du ihm etwa da

im Wege stehen und sein Lebensglück in Deine Hand nehmen?"

Rotkehlchen konnte den Sinn dieser Worte nicht mißverstehen, und suchte nun ehrlich und entschieden das natürliche Widerstreben des Mutterherzens durch die tröstlichen und erhebenden Erwägungen des Glaubens zu mildern. Ja, als der Priester nun daran ging, das Kind auf die erste heilige Beicht vorzubereiten, und Willichen nachher der Mutter die Frucht des Unterrichtes in den schönen Worten kundgab:

„Nicht wahr, Mama, wir waren wohl sehr arm in der Hütte; aber noch ärmer ist doch ein Sünder, der den lieben Gott verloren hat," da erkannte sie so recht die überirdische Schönheit dieser reinen Seele, und pries sich sogar glücklich, als Mutter einen solchen Engel unversehrt dem Himmel zuführen zu können.

„Ja, mein Kind," sagte sie freudig, „ich lasse Dich nun gern in den Himmel gehen; aber eines darfst Du dort beim Christkind nicht vergessen: den Papa!"

„O, Mama," erwiderte die Kranke mit leuchtenden Augen, „das ist es ja, warum ich so gerne sterben möchte, obschon ich Dich so lieb habe: im Himmel kann ich ja sehen, wo der Papa ist, und dann werde ich ihn hierher bringen."

Das Aussehen der von der Wassersucht ergriffenen Kranken bot einen Anblick zum Erbarmen, keine Lage linderte ihre Schmerzen. Aber dennoch lauschte sie mit ungestörter Ruhe dem Unterrichte des Priesters, und schon am zweiten Tage legte sie mit vollkommenem Verständnis und großer Zerknirschung das Bekenntnis ihrer kleinen Fehler ab. Nachdem ihr dann die Bedeutung und der

Zweck der heiligen Ölung erklärt worden war, empfing sie auch dieses Sakrament mit kindlicher Andacht. Wer fühlte sich nun glücklicher als dieses neunjährige Kind inmitten seiner Schmerzen?

Aber noch größere Freude stand ihm bevor: der Pfarrer fand das geprüfte Kind vollkommen reif für die Vorbereitung zum Empfang der heiligen Kommunion; er wollte daher die voraussichtlich kurze Zeit benützen, um einer so bevorzugten Seele auch diese außerordentliche Gnade zuteil werden zu lassen.

Am folgenden Morgen machte er dem Kinde klar, wie der Heiland aus Liebe zu uns nicht bloß ein kleines Kind geworden sei, um unter uns Menschen zu leben, sondern daß er sich auch unter der Gestalt eines Stücklein Brotes verborgen habe, damit er so in uns eingehen könne, und wir durch ihn dann des Himmels gewiß seien.

„Wolltest Du auch wohl gern Deinen Gott und Erlöser in Dein kleines Herz aufnehmen?" fragte er zum Schluß.

Willichens Augen leuchteten; mühsam erhob es die geschwollenen Händchen.

„Oh, Herr Pastor! dürfte ich das? Oh und dann gleich sterben!"

Am Nachmittage wurde der Unterricht fortgesetzt und zu Ende geführt. Es schien jetzt Gefahr im Anzug. Deshalb ging der Pfarrer zur Kirche. Er kam mit dem heiligen Sakramente zurück und stellte es auf den weißgedeckten, mit Kerzen und Blumen gezierten Tisch vor die Kranke hin. Die ganze Familie kniete am Bette nieder, und alle blickten voll heiligen Schauers auf das leidende Kind, das in weitem weißen Gewande in seinem schnee-

weißen Bette aufrecht saß, und mit erhobenen Händen, die Augen sehnsüchtig auf die heilige Hostie gerichtet, dem Priester die kurzen Tugendakte des Glaubens und der Anbetung, der Demut und Liebe, des Vertrauens und des Verlangens mit Inbrunst nachsprach. Mit verklärten Zügen nahm es dann seinen Herrn und Gott in das reine Herz auf, betete die Danksagung mit, und versank alsbald scheinbar in einen ruhigen Schlummer.

Zwei Stunden später, gegen halb zehn Uhr abends, schlug es die Augen auf, streckte die Arme empor und rief mit lauter, freudiger Stimme: „Christkind, Christkind!"

Es war ein Engel mehr im Himmel. —

Rotkehlchen trauerte in gerechtem, natürlichem Schmerze, aber mit starkem, gläubigem Herzen; es war eine hoffnungsfreudige Trauer, denn das Kind hatte droben eine wichtige Aufgabe zu lösen; es war eine heiligende Trauer, die das Herz der Mutter zu höherem Streben und zu noch größerer Vereinigung mit Gott im Gebete hinführte.

Rotkehlchen fand nach dem Tode ihres Lieblings noch mehr Zeit, dem Drange ihres Herzens nachzugehen, und außer dem Hause der Not der Armen und den Gefahren der Jugend, die ihr selbst sowohl bekannt geworden, werkthätig und hilfreich entgegenzuarbeiten. Sie schloß sich dem St. Elisabeth-Frauenverein an, und ward bald nicht bloß als ein sehr rühriges, sondern auch sehr geschicktes Mitglied dieses Bundes christlicher Liebe gerühmt.

Sie war eine schöne schlanke Erscheinung, mit heiterm Sinn und leutseligem Benehmen. Die Kleidung trug sie dem Stande der Familie Schwarz entsprechend, ohne dabei ihre persönlichen Gründe zur Einfachheit außer acht zu lassen.

Alles das machte sie im gesellschaftlichen Verkehr von seiten vieler junger Männer zum Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Besonders bezeigte ihr der Amtsrichter Halbmann viel Interesse, besuchte sogar öfters die Kirche, wenn er hoffen konnte, dabei von Rotkehlchen bemerkt zu werden.

Dergleichen auffällige Bemühungen und deren tiefere Gründe konnten auch der jungen Frau nicht entgehen. Wie manche ihresgleichen hätte ihnen gegenüber sich verleiten lassen, um nicht zu sagen aus sinnlicher Leichtfertigkeit, so doch aus einem Gefühl befriedigter Eitelkeit, die ahnungslose naive Unschuld zu spielen, oder gar ein Entgegenkommen zu zeigen.

Für so etwas war aber Rotkehlchen bereits ein zu entschieden gewissenhafter Charakter geworden, und zugleich durch die Übung des Gebetes und den häufigen Empfang der Sakramente geschützt. Sie kannte ihre Pflicht, und wußte durch Wort und Benehmen in taktvoller, aber nicht mißzuverstehender Weise allen verfehlten Liebenswürdigkeiten zu begegnen und Einhalt zu gebieten. Ihr Herz gehörte nur Einem, wenn auch einem Unwürdigen, und —

— denen, die ihrer Liebe und Hilfe bedurften. Sie wußte so leicht die rechten verschämten Armen zu finden, keine Treppe war ihr zu hoch, kein Dachstübchen zu eng; und wo ihr freundliches Gesicht erschien, ihre weiche Stimme erklang, da hatten die Gaben den doppelten Wert. Sie fühlte auch fast instinktiv heraus, wo etwa aus der materiellen die moralische Not drohte; und ihrer freundlichen Zurede und opferwilligen Verwendung hatte manches junge Geschöpf sein zeitliches und ewiges Heil zu verdanken. .

Des Abends nach dem Nachtessen fanden im Schwarzschen Hause die geheimen Sitzungen statt, wo der Doktor

seine Entdeckungen mitteilte, Rotkehlchen ihre Schlachtpläne entwarf, und Vater Schwarz außer dem Schatz seiner Erfahrung und seines Rates auch noch den Geldbeutel aufthun mußte. Da wurde eine soziale und apostolische Thätigkeit entwickelt, von der die Welt wenig ahnte; aber jeder Erfolg, jedes gute Werk trug ja den Lohn in sich, und vermehrte das Glück dieser eigenartigen Familie.

Das viele Gute, das von hier ausging, blieb dennoch nicht unbemerkt und bewirkte ein Zweifaches: zunächst, daß der Eifer sich auch andern mitteilte, und dann, daß vor der nächsten Wahl der Präsidentin für den Elisabethenverein Rotkehlchens Name viel genannt wurde, und am Wahltage mit großer Mehrheit aus der Urne hervorging.

Niemand war eigentlich darüber erstaunt, als die neue Präsidentin selbst und — einige hohe Gönnerinnen der früheren, die zwar zur praktischen Arbeit des Vereins herzlich wenig beisteuerten, aber doch das gute Werk als eine geeignete Gelegenheit betrachteten, ihre Person etwas in den Vordergrund zu schieben.

Diese frommen Damen brachten denn auch unverhohlen ihre Überraschung und ihr Mißfallen darüber zum Ausdruck, daß ohne ihre Empfehlung der Ehrenposten vergeben wurde; sie machten allerlei Aussetzungen und Einwände, und ließen nicht undeutlich die schreckliche Möglichkeit ihres Ausscheidens durchblicken.

Andere mehr thätige Mitglieder wollten nun zwar darin keine schlimme Gefahr erkennen, meinten sogar, daß die gute Sache dadurch wenig Einbuße erleiden würde. Andrerseits aber fühlte Rotkehlchen sich durch derartige Vorgänge geneigt, ein solches Amt von sich abzulehnen.

Allein der verständige Pfarrer, ebenso erfreut über die sehr glückliche Neuwahl, als unangenehm berührt durch die

kleinlichen Erscheinungen auf der andern Seite, suchte durch Erläuterung der hohen Ziele des Vereins und der rechten reinen Meinung bei jedem guten Werk die Geister zu beschwichtigen und nachgiebig zu stimmen. Das gelang ihm jedoch nur oberflächlich. Er meinte daher, ein demütiger Besuch der neuen Präsidentin würde mehr bewirken.

Das aber widerstrebte im vorliegenden Falle ganz und gar dem geraden selbstlosen Charakter Rotkehlchens; Ehrgeiz und Schmeichelei waren ihr gleichmäßig zuwider.

„Wie? Herr Pastor," sagte sie, „ich sollte einer falschen Selbstsucht noch schmeicheln, die sich den Anschein gibt, nur für Gott und die Armen zu leben?"

„Du brauchst nicht zu heucheln und zu schmeicheln," erwiderte der ehrwürdige seeleneifrige Greis; „aber gehe hin und denke, Du wolltest anstatt eines Almosens die gute Laune für Dein christlich Werk erbetteln."

Rotkehlchen überwand sich selbst, und da nun die frommen Damen das süße Bewußtsein hegen konnten, auch über der neuen Präsidentin ihre segnenden Hände zu halten, so waren sie wieder eben so eifrige — — Fürsprecherinnen der guten Sache wie ehedem. Wie viel Gutes ist doch wurmstichig und keine würdige Frucht für Gott und den Himmel! ! — —

Die neue Präsidentin aber griff ihr Werk mit Freude und Liebe, mit Unternehmungslust und Opferwilligkeit an. Ihr Ideal war, nicht bloß dem Leibe, sondern auch, und noch mehr, der Seele zu nützen, und so auch dem Seelsorger eine hilfreiche Hand zu bieten.

Das erste, was geschah, war die Beschaffung eines Schwesternhauses für die verschiedensten modernen Zwecke: da gab es bald eine Kinderverwahr- und Nähschule, eine

Anstalt für ein Mädchenheim und Stellenvermittlung, für Suppenausteilung und Wundenverband. Wie viel Gutes Hunderten ja Tausenden auf diese Weise erwiesen wurde, weiß Gott allein, für den es geschah.

Aber woher sollten auf die Dauer die Mittel für die stets sich mehrenden Bedürfnisse genommen werden? Aber die Liebe macht erfinderisch und auch dafür wußte Rotkehlchen Rat.

Sie hatte mehrere ernste Beratungen mit dem Pfarrer gehabt. Zwei Tage vor Weihnachten herrschte in einer Seitenkapelle der Pfarrkirche hinter einem Vorhang eine geheimnisvolle Geschäftigkeit, und am Weihnachtsmorgen stand eine herrliche große Krippe da, die aller Augen und Herzen auf sich zog. Allgemein führte es bald den Namen: das Christkind mit dem Rotkehlchen oder das Rotkehlchen an der Krippe. Denn das holdlächelnde Jesuskind hielt auf seiner Hand ein ausgestopftes Rotkehlchen, von dessen Schnabel an einem Kettchen eine Sammelbüchse hing mit der Aufschrift: „für arme Kinder und Frauen."

Der Gedanke dazu rührte von Rotkehlchen her; es war der Ausdruck des Dankes für empfangene Hilfe in der Not, und der Hoffnung auf noch weitere Gnaden. Die Mittel hatte Vater Schwarz wegen so mancher entsprechenden Erinnerung gern bewilligt. Den Platz für das schöne Werk räumte der Pfarrer ein mit der Bestimmung, daß der Pastor unter Zuziehung der jeweiligen Präsidentin des Elisabethenvereins die Verteilung der Almosen vorzunehmen hätte. Zu dieser konnte sich jeder würdige Arme melden.

Alles strömte herbei, selbst Andersgläubige, um das liebliche Bild zu betrachten, dort zu beten, und dem Hei-

land zuliebe für seine Armen ein Scherflein zu opfern. Mit jedem Jahre nahm das Interesse aller Stände für diese sinnige Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe immer mehr zu, und sollte ebendadurch später der Erfinderin selbst eine große Überraschung und Freude zuteil werden.

Die unermüdliche Präsidentin fand bei ihren Bemühungen für notleidende Frauen und gefährdete Kinder ein großes Hindernis in der schlechten Lebensführung mancher Männer, die entweder der Religion ganz den Rücken kehrten, oder dem Trunke, dem Spiel und anderen Lastern fröhnten. Dagegen mußte und sollte etwas geschehen; und schon öfters war der Plan eines christlichen Männervereins besprochen worden, dessen Ausführung der Doktor und seine Freunde in Angriff nehmen sollten. Doch wurde einstweilen nichts daraus, weil Doktor Schwarz beim ersten Alarm des deutsch-französischen Krieges 1870—71 sich freiwillig zur Armee stellte, und der Elisabethenverein nun doppelte Arbeit vor sich sah.

2. Mannesehre.

„Die moralische Größe macht den mächtigen Mann." Young.

Unser Doktor zog also mit dem Heere des Kronprinzen Friedrich nach Frankreich hinein. In den Lazaretten der Typhuskranken vor Metz wurde er wegen seiner aufopfernden Thätigkeit zum Oberstabsarzt befördert. Einige Wochen später heftete ihm der General vor der Front das eiserne Kreuz an die Brust.

Bei einem plötzlichen und sehr heftigen Ausfall der Franzosen gerieten die betroffenen deutschen Truppen in Unordnung, und mußten, um nicht unnütz geopfert zu wer-

den, sich ein wenig zurückziehen, bis die Ordnung hergestellt und Unterstützung eingetroffen sei. Als dieser Rückzug bewerkstelligt wurde, und die Kugeln links und rechts einschlugen, hatte unser Doktor sich schon der zahlreichen Verwundeten im Felde angenommen. Er machte auch gar keine Miene, von seiner Arbeit abzulassen. Der Oberst sprengte in seiner Nähe vorbei.

„Doktor, zurück!“ rief er ihm zu; „Sie werden sonst überrannt.“

„Thut nichts!“ versetzte dieser kaltblütig; „wenn ich hier falle, gehe ich von Mund auf in den Himmel.“

Mit diesen Worten verband er noch schnell einem blutjungen Offizier seine ungefährliche, aber heftig blutende Fußwunde, faßte denselben dann kräftig unter die Schulter und schleppte den Verwundeten, der nur mit dem andern Fuße hier und da aufhüpfte, fast einen halben Kilometer weit in Sicherheit. Das ganze Regiment schrie mitten im Kampfe hurrah! als die beiden lachend heranstürmten.

Jedermann freute sich mit, als der beliebte Doktor am Abend dekoriert wurde.

Der Krieg war beendet, der Friede geschlossen, und Doktor Schwarz kehrte heim, um seine Arbeit in E. in gewohnter Weise wieder aufzunehmen.

Eine üble Nachwirkung des glücklichen Krieges machte sich nun bald beim Volk wie bei den Behörden, bei Hoch und Nieder, bemerkbar: ein großer Übermut nämlich, der speziell in E. bei den vielen aus allen Gegenden herzugeströmten Fabrikarbeitern sich in häufigen Roheiten und allerlei Gottlosigkeiten kundgab.

Der Doktor in seinem Berufe, wie auch Rotkehlchen bei ihren Liebeswerken hatten oft genug Gelegenheit, un-

liebsame Proben davon zu erfahren. Naturgemäß hieß es dann: „der alte Plan muß ausgeführt, ein Männerverein gegründet werden!“

Das Bedürfnis erwies sich noch deshalb um so dringender, weil der rohe Übermut sich noch von einer andern Seite im großen Stile zeigte und direkt gegen die Kirche als solche sich wandte, gegen den innern Feind, wie man zu sagen beliebte. Die Katholiken, die doch zum wenigsten ebenso tapfer und treu das Vaterland verteidigt hatten, wie alle andern, wurde in Reden und Schriften zu Reichsfeinden gebrandmarkt, oft von Leuten, deren Loyalität je nach den Umständen in allen Farben des Regenbogens zu schillern im stande war.

„Jetzt wird die Sache ernst,“ sagte eines abends Professor Stark zum Pfarrer. „Geben Sie acht, Hochwürden! seit zwanzig Jahren ist der ehrlose Liberalismus in Baden, Hessen, Bayern und Württemberg mit den gemeinsten Mitteln der Verleumdung, der Wortbrüchigkeit und der räuberischen Vergewaltigung gegen verbürgtes Recht an der Arbeit gegen die Kirche; jetzt soll der niederträchtige Plan in großem Stile zur Ausführung gelangen.

Das Blut der Katholiken und die Opferwilligkeit unserer Orden hat man erst benutzt, um das Reich aufrichten zu können; und jetzt wird man eben diese Reichsmaschine in Bewegung setzen, um mit aller Brutalität den längst beschlossenen Kampf gegen jene auf der ganzen Linie zu entflammen.“

„Aber,“ meinte der friedliebende alte Herr, „die Regierung kennt doch von anno 48 und 62 her ganz gut jene nationalen Opportunitätsmonarchisten, die ihre monarchischen Gefühle so leicht einer Revision zu unterziehen geneigt

sind! Sie wird doch nicht so thöricht sein, solchen Leuten zu Gefallen dem zuverlässigsten Teil des Volkes die Liebe zum Vaterlande selbst zu verleiden durch religiöse Mißhandlung! das hieße ja in unserer gährenden Zeit den Ast absägen, auf dem sie sitzt."

„Wir hier in E.," meinte der Doktor, „werden den Hetzern zu begegnen wissen. Ich kenne sie doch alle, diese Schwadroneure und Phrasenhelden, die in religiösen und philosophischen Fragen keinen einzigen klaren Begriff haben, und mit der christlichen Moral vielfach auf sehr gespanntem Fuße leben. Mit denen werden wir schon fertig."

„Jawohl, mein Junge," erwiderte der alte Schwarz bedächtiger, „mit den einzelnen Köpfen leicht. Aber der Liberalismus ist ein unklares und darum unfaßbares System, dem nicht bloß die Konsequenz des Denkens, sondern auch die Ehrlichkeit des Charakters fehlt. Da werden stets aufs neue falsche Thatsachen behauptet, ohne ehrlichen Widerruf; da wird alles Gegnerische verdreht, ohne eine Belehrung zuzulassen; da wird mit den mächtigsten Phrasen die eigene Bildung und Ehrenhaftigkeit und Loyalität gepriesen, beim Gegner aber ohne Beweise einfach geleugnet; da wird die rohe Gewalt ohne Skrupeln herangezogen, um Gewissen und Recht zu knebeln. Sieh, das ist der deutsche Liberalismus: unklar, phrasenhaft, unehrlich, roh. Und gegen dieses System der Borniertheit und Charakterlosigkeit ist der Einzelne einfachhin machtlos; die Regierung aber und die Masse des Volkes werden erst durch schweren Schaden zur Einsicht gelangen."

„Ja nun, das mag sein;" entgegnete der Doktor etwas niedergeschlagen. „Aber dann müssen wir uns ebenfalls zusammenthun und systematisch entgegenarbeiten durch Aufklärung und Anregung in Presse und Vereinen. Also den

Männerverein müssen wir haben. Herr Pastor! das müssen Sie in die Hand nehmen!"

„Um Gotteswillen!" rief der ehrwürdige alte Herr; „lassen Sie mich dabei aus dem Spiele! Ihr Gedanke ist ja gut, aber ich werde allem Anschein nach in meinen alten Tagen noch Scherereien genug bekommen, ohne die Gegner erst zu reizen."

Der gute Herr war stets das Muster eines frommen, praktischen und eifrigen Seelsorgers gewesen. Aber mit dreiundsiebenzig Jahren sucht der Mensch naturgemäß Kampf und Erregung zu vermeiden.

Professor Stark, zwölf Jahre jünger und selbst noch sehr rüstig und energisch, fühlte doch ein Verständnis für den Gedankengang des Greises.

„Nein," sagte er, „eine solche Anregung muß von hervorragenden Laien ausgehen. Es sollte ja auch kein ausschließlich religiöser Verein werden, sondern zugleich das praktische Leben darin Berücksichtigung finden. Aber, Hochwürden, auf jeden Fall dürfte zur Empfehlung des Unternehmens Ihr schwerwiegender Name uns nicht fehlen."

Das wurde gewährt und die Angelegenheit war bald in Fluß. Rotkehlchen und ihre Kolleginnen zogen die Frauen in das Interesse, und diese wirkten dann auf ihre Männer ein. Da sollte der Plan wider alles Erwarten schnell zur Ausführung gebracht werden.

Der Bürgermeister von E. feierte sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum, und erhielt bei diesem Anlaß einen höhern Orden. Beides hatte unvermeidlich ein Festessen im Bürgerkasino im Gefolge, das anfangs recht friedlich und gemütlich verlief.

Nun hatte seit einigen Monaten ein junger Kontrolleur, früherer Korpsstudent, durchgefallener Jurist und Lieutenant der Reserve, in E. sich dadurch schon öfter unliebsam bemerkbar gemacht, daß er bei jeder Gelegenheit gegen religiös oder politisch Andersdenkende in verletzender, oft flegelhafter Weise auftrat. Dieser Mensch trug auch heute den Streit in die Festgesellschaft.

Es hatten sich nämlich am untern Tisch des Saales unsere bekannten Freunde mit andern gebildeten Gesinnungsgenossen zufällig zusammengefunden, und waren in eifriger Unterhaltung begriffen. Plötzlich, als der Wein und das Reden die Köpfe bereits etwas erhitzt hatten, erhebt sich der Kontrolleur, und schreit mit seiner schnarrenden, anmaßenden Stimme über die Tische hinweg:

„Da sehen Sie mal, meine Herren, da sitzen diese Schwarzen wieder zusammen, wie die Farben in einem Farbenkasten.“

Doktor Schwarz wollte den gehässigen Witz jovial parieren, und erwiderte schlagfertig aber lachenden Mundes:

„Jawohl, und in jedem Farbenkasten befinden sich bei den Farben auch immer einige Pinsel.“

Darob erhob sich ein großartiger Beifall von allen Seiten. Dies reizte den Herrn Kontrolleur; sein bißchen Ehre war durch einen guten Witz ruiniert. Er sprang auf den Doktor zu und schrie:

„Sie haben mich beleidigt!“

„Lag aber gewiß nicht in meiner Absicht,“ entgegnete der Doktor ruhig von seinem Stuhle aus. „Ich bin ja bloß auf Ihren eigenen Spaß eingegangen.“

„Aber Sie haben mir dadurch bewiesen, daß ich ein Pinsel sei. Sie sollen mir Genugthuung geben, ich for-

dere Sie und werde Sie niederknallen wie ein Wild im Walde."

Professor Stark, dem der rohe Mensch bei seinen wütenden Armbewegungen mehrmals den Kopf gestreift, wollte ihn etwas ernüchtern. Er wandte sein würdiges Haupt und sagte:

„Hören Sie, Ihre Beredsamkeit stammt aber doch vom Markte. Wenn Sie raufen wollen, dann müssen Sie sich schon Genossen bei den Fabrik- und Kohlenarbeitern suchen."

„Halten Sie das . . . ." brüllte der „Sohn aus den bessern Ständen" dem alten Herrn zu. Und dann wieder zum Doktor: „Ich fordere Sie, hören Sie? Wollen Sie Genugthuung geben?"

Es wurde plötzlich still im allgemeinen Lärm, und der Doktor erwiderte laut und ruhig:

„Als Christ halte ich das Duell für ein Verbrechen, als gebildeter Mensch für eine thörichte Roheit. Aber ich . . ."

Noch ehe er die beabsichtigte Entschuldigung vorbringen konnte, schrie ihn sein Gegner an:

„Dann sind Sie ein elender Feigling, und ich werde Sie wie einen Hund . . ." er erhob die Faust, der Doktor, kräftiger und gewandter als der andere, parierte den Schlag, während einige Herren den Wütenden festhielten.

„Mein Kaiser und König hatte eine andere Meinung von mir;" sprach der Doktor mit einem Hinweis auf seine mit dem eisernen Kreuz und fünf Ordenszeichen geschmückte Brust; „und darum kann ich mich durch ein pöbelhaftes Wort von irgend einem jemand in meiner Ehre nicht beeinträchtigt fühlen."

Unterdessen hatte man den Kontrolleur an seinen Platz geführt; er schien plötzlich beruhigt.

Unser Doktor aber wollte den eklatanten Vorfall nicht unbenützt vorübergehen lassen; er klopfte ans Glas.

„Meine Herren!" begann er im Tone der Entschlossenheit. „Wir, meine Gesinnungsgenossen und ich, haben uns bisher vom gesellschaftlichen Leben im Bürgerkasino nicht abgeschlossen, obschon, besonders in letzter Zeit, doch manches vorgekommen, was uns verletzen mußte. Der heutige Vorfall zwingt mich förmlich, unsere Stellung zu klären. Wir kommen hierher in der Annahme, nach Erfüllung unserer Pflichten unter gebildeten Männern und charakterfesten Christen ein Stündchen mit Nutzen und in Ehren zubringen zu können. Wenn ich nun hier soeben die Zumutung eines eventuellen Mordes habe von mir zurückweisen müssen, so ist meines Bleibens in diesen Kreisen nur dann, wenn ich das Bewußtsein habe, daß meine diesbezügliche Anschauung und Handlungsweise hier auch geteilt wird."

„Der Ehrenrat wird diese Anschauungen wohl beurteilen," brummte der Kontrolleur drohend dazwischen.

Obschon nun manche Herren, darunter auch Nichtkatholiken, dem Doktor beifällig zunickten, so erhob sich doch schließlich niemand, um den christlichen Standpunkt als hier maßgebend zu konstatieren, oder auch nur die Beleidigung zu bedauern.

„Dann, meine Herren," schloß der Doktor, indem er Hut und Stock ergriff, „steht mir meine innere Ehre als Christ und Charakter doch höher, als das Vergnügen dieses Hauses und als das Urteil irgend eines unchristlichen Ehrenrates. Adieu, meine Herren!"

Seine nächsten Freunde folgten ihm sofort, und da die Zahl größer war, als zu erwarten stand, faßten auch einige halbe Seelen Mut und schlossen sich an.

Von den Gebliebenen waren viele in äußerster Entrüstung. Der Urheber des Streites legte dies noch zu seinen Gunsten aus, und schrie den Abziehenden in burschikoser Weise nach:

„So, nun ist die Luft wieder rein!"

„Nein! Sie junger Mensch!" entgegnete ihm ein stiller Herr mit weißem Haar und Bart; „es müssen erst noch andere gehen: Sie oder ich!"

Und da der andere keine Miene machte, ging der alte Stadtbaumeister ohne Gruß hinaus, und mehrere Herren mit ihm.

Vor dem Kasino aber sprach der alte Schwarz zu seinen Freunden:

„Gott sei's gedankt! der Würfel ist gefallen!"

Am folgenden Tage las man in den Lokalblättern zwei Inserate.

Das erste lautete: „Mehrere nichtkatholische Stadtväter verurteilen hiermit öffentlich und auf das Entschiedenste die anmaßenden Provokationen gegen unsere katholischen Mitbürger, mit denen wir bisher in Frieden und gegenseitiger Achtung gelebt haben."

Das zweite hatte folgenden Inhalt:

„Einladung.

Wenn auch manche Andersgläubige von unseren Mitbürgern an den groben Rücksichtslosigkeiten gegen uns keinen Anteil haben, so sehen wir uns doch durch die gestrige eigentümliche Bürgerfeier veranlaßt, zum Schutze unseres Ehrgefühls, unserer christlichen Anschauung und der ruhigen Geselligkeit uns auf eigene Füße zu stellen. Wir erklären hiermit unseren Austritt aus dem Bürgerkasino, und laden alle charakterfesten Katholiken auf nächsten Sonntag zu einer

Versammlung ein, um behufs Gründung eines Männer-vereins uns zu beraten . . .“

Das zündete nach zwei Seiten: die Katholiken wurden begeistert und gesammelt, und ernste Protestanten sonderten sich ebenfalls ab.

Im Kasino blieb von beiden Teilen der charakterlose Mischmasch — als liberaler Klub!

An dem betreffenden Sonntage erschienen zu der genannten Versammlung beinahe Tausend meist verheiratete Männer aus allen Ständen. Professor Stark legte in längerer Rede die allgemeinen Gründe für den Plan, sowie den jüngsten Anlaß zur schleunigsten Inangriffnahme dar. Er schilderte den schon begonnenen Kampf gegen die Kirche, ihre Orden und Lehranstalten. Er zeichnete die noch kommenden Gefahren und betonte die Notwendigkeit des einträchtigen und entschlossenen Zusammenstehens aller klardenkenden und charakterfesten katholischen Männer.

„Man wird uns nun als Sonderlinge und Friedensstörer hinzustellen suchen;“ führte der Redner weiter aus. „Aber das ist nun einmal die bekannte liberale Ehrenhaftigkeit, die stets das Lamm den Wolf angreifen läßt. Unbekümmert um dergleichen Phrasen wollen wir uns zusammenscharen, und als wahre Männer offen und entschieden eintreten für Wahrheit, Freiheit und Recht.

Unsere Ziele und unsere Mittel sind nun folgende:

1. Vor allem wollen wir die höchste und wichtigste Beziehung des Menschen, die Religion, hochhalten und nach Kräften verteidigen. Zu diesem Zweck verpflichten wir uns gegenseitig durch Ehrenwort: zweimal im Jahre feierlich vor der Gemeinde gemeinsam am Tische des Herrn zu er-

scheinen, falls nicht wirkliche Hindernisse uns abhalten; an den religiösen Aufzügen in corpore uns zu beteiligen; bei allen Wahlen für die heilige Sache einzutreten; endlich keine schlechte oder farblose Zeitung in unsern Häusern zu dulden.

2. Wollen wir der sozialen Gefahr nach Kräften entgegenwirken, indem wir die verschiedenen Volksklassen und Stände auf einem goldenen Mittelwege in freundliche Annäherung zu einander zu bringen trachten, und den unchristlich exklusiven Kastengeist überwinden, ohne dabei einer unvernünftigen und rohen Mißachtung der gegebenen Standesunterschiede das Wort zu reden.

Zu diesem Zwecke soll ein Vereinshaus geschaffen werden, wo neben den allgemeinen Versammlungs- und Unterhaltungslokalen auch die besonderen Vereine, die sich innerhalb unseres Männervereins noch bilden können, wie Meisterverein, Akademikerverein u. dgl. ihre Räume finden.

3. Endlich wollen wir auf charitativem Gebiete thätig sein: gegen unsere Mitglieder durch Gründung einer Unterstützungskasse aus jährlichen Beiträgen; gegen unsere Untergebenen, Dienstboten, Lehrlinge durch väterliche Fürsorge und gewissenhafte Überwachung; gegen den kleinen Geschäftsmann und Handwerker durch Kundschaft und sofortige Bezahlung; und nach Kräften gegen alle Not unserer Mitmenschen.

Das ist unser Programm, jedes Ehrenmannes würdig: klar, ehrenhaft, bedeutungsvoll.

Wir schließen uns zusammen, nicht um aus Unfähigkeit oder Verstimmung unthätig im Schmollwinkel zu sitzen, sondern gerade um freie Hand für den wahren Fortschritt zu gewinnen.

Wer dazu sein Ehrenwort geben will, zeichne seinen Namen in die Liste ein."

Über vierhundert brave Männer traten sofort zusammen. Nach vergeblichem Widerstand wurde Doktor Schwarz einstimmig zum Präsidenten erwählt, und auf seinen Vorschlag dann der greise Pfarrer genötigt, das Ehrenpräsidium anzunehmen.

Bis zum ersten Stiftungsfeste aber war die Zahl der Mitglieder bereits auf 1100 gestiegen. Diesem Vereine hatte man es großenteils zu verdanken, daß trotz mannigfacher Schwierigkeiten während des brutalen Kulturkampfes das kirchliche Leben in E. nach innen und außen in stetem Wachsen begriffen war.

Der Präsident ging allen mit leuchtendem Beispiel voran. Doktor Schwarz war kein Mann der Phrase, sondern der That; was er für gut und richtig erachtete, und bei andern beförderte, das wollte er zuerst selbst ehrlich ausüben. Täglich um sieben Uhr in der Frühe sah man ihn in der Pfarrkirche dem heiligen Meßopfer beiwohnen, wofern nicht ein plötzlicher Krankenruf ihn daran verhinderte. Sein klarer Kopf ließ es nicht zu, in der Benutzung der höchsten und heilsamsten Geheimnisse unseres Glaubens, Meßopfer und Sakramente, sich auf das Notwendigste zu beschränken. Am Rosenkranz, der in seiner Familie allabendlich gemeinsam verrichtet wurde, fand sein kindlicher Sinn eine wohlthuende Abspannung nach der Tagesarbeit. Konnte er dabei nicht zugegen sein, so war es für ihn unverbrüchliches Gesetz, vor dem Schlafengehen wenigstens ein Gesetz der jungfräulichen Himmelskönigin als Gruß hinaufzusenden.

Kein Wunder, daß er in seiner Berufsthätigkeit die peinlichste Gewissenhaftigkeit und selbstloseste Opferwillig-

keit an den Tag legte. Ebenso begreiflich aber auch, daß ein Wort eines solchen Mannes genügte, um manche für das Gute zu gewinnen.

Im Schwarzschen Hause war das Zentrum der regsten Thätigkeit nach allen Richtungen. Zur religiösen und sittlichen Hebung so mancher herabgesunkener Familien hatte Rotkehlchen wieder einen erfolgreichen Gedanken angeregt: aus der Kasse des Männervereins wurde manchen Familien eine anständige Wohnung und, wenn nötig, ein ordentliches Mobiliar unverpfändbar gestellt, unter der Bedingung, daß der Mann dann in Zukunft selbst zu einer solchen Unterstützung gegen andere nach Kräften beitrage. Damit schuf man neue geordnete Familien.

Kurz: der Doktor mit seiner praktischen Religion, mit seiner ärztlichen Tüchtigkeit und seiner christlichen Sozialthätigkeit genoß die höchste Anerkennung aller Edeldenkenden, trotzdem der sog. Ehrenrat sein Benehmen gegen die Herausforderung zum Zweikampf als unwürdig bezeichnet hatte.

Und der würdige Kontrolleur? Der hatte seine Rolle trotz seines kitzlichen Ehrgefühls bald sehr unehrenhaft ausgespielt.

In jenem Winter gastierte in E. eine Schauspielertruppe. Unser edle Ritter machte einer von den „Damen" sehr eifrig den Hof. Um sich ihre Gunst völlig zu erwerben, sandte er am Vorabend von Weihnachten seinen Diener mit einem zierlichen Blumenkörbchen zu ihr, in welchem fünf vergoldete Nüsse lagen nebst einem Billet.

Das Unglück will es, daß der Diener im Gedränge auf der Straße einen Stoß gegen den Arm erhält, und — brr rollen die schönen Nüsse in den Straßenschmutz.

Der Mann bedenkt sich nicht lange, sammelt schnell die Nüsse, und springt damit in einen kleinen Laden nebenan, um sie reinigen zu lassen.

„Das geht doch nicht;" sagt die arme Höckerfrau; „aber ich habe ja andere hier, die auch vergoldet sind!"

„Schnell her damit! was kosten fünf Stück?"

„Zehn Pfennige."

„Hier sind zwanzig."

Gleich eilte er dann zu der Diva. Die nahm das Körbchen, sah die Nüsse und machte sich aus vieler Erfahrung sofort daran, eine davon zu öffnen. Sie findet nichts als einen gewöhnlichen Nußkern.

„Sagen Sie Ihrem Herrn," schreit sie ganz ingrimmig dem verblüfften Diener zu, der ein solches Trinkgeld nicht erwartet hatte, „er sei ein ganzer Narr!"

Und der Mann ging, und sagte — nun die „Dame" konnte man doch nicht fordern!

„Dumme Geschichte!" brummte der Kontrolleur, „es war ihr gewiß zu wenig, hundert Mark. Nun wird sie sich über mich lustig machen, meine Braut wird's erfahren, und . . ."

Am folgenden Tage ging er auf Urlaub, um den heißen Boden in E. nicht wieder zu betreten.

In dem kleinen Laden dagegen herrschte am heiligen Abend große Freude. Die arme Frau warf die beschmutzten Nüsse ihren Kindern in die Stube. Die gaben sich sofort ans Knacken; aber oh weh!

„Die Nüsse sind alle taub, Mutter! da ist statt eines Kernes ein Stück Papier darin!"

„Was ist das? Richtig ein Zwanzig-Mark-Schein! Hundert Mark! Gott sei's gedankt! Das ist ein schönes Weihnachtsgeschenk." —

„Aber,“ fährt die arme Frau traurig fort, „das Geld gehört ja nicht mir. Wer mag der Mann gewesen sein? wohin ging er?“

Sie wußte es nicht. Sie forderte den Mann durch die Zeitung auf, sich zu melden; aber der war ja auch fort auf Urlaub, und unsere gute Frau und ihre vier kleinen Kinder konnten die hundert Mark behalten. Da waren sie auch besser am Platze als bei der „Dame“.

Das hatte wieder das Christkind gethan. Und darum ging die arme Frau hin und legte einen von den fünf Scheinen beim Rotkehlchen an der Krippe in die Börse für die Armen nieder. Die Frau dachte wahrhaft liberal und brüderlich, der Kontrolleur aber war bloß liederlich.

Treu seinem Gott und Gottes Sohn,
Der Kirche treu, die er gegründet;
Ihr ewig treu, ob Wut und Hohn
Der Welt sich gegen sie verbündet!

v. Schenk.

Viertes Kapitel.

Christkind krönt sein Werk.

1. Zwei Geheimnisse aus der Wildnis.

Über all diesen schönen Ereignissen und wichtigen Thaten unserer Freunde dürfen wir auch einige andere liebe Bekannte nicht vergessen. Wir meinen besonders unsere zwei Studenten Fridel und Leo, beide die Freude und der Stolz Rotkehlchens.

Fridel absolvierte mit achtzehn Jahren die Realschule, und wurde binnen zwei Jahren unter des alten Schwarz eigenster tagtäglichen Ausbildung ein tüchtiger Kaufmann. Dann bereiste er ein Jahr lang England, Holland und Belgien, und diente ein ferneres Jahr dem Vaterlande als Einjährig-Freiwilliger. So war der energische, junge Mann mit zweiundzwanzig Jahren vollkommen befähigt, das ganze Geschäft des Hauses Schwarz in seine Hand zu nehmen.

Vater Schwarz hatte unterdessen dreiundsiebenzig Jahre erreicht, und war somit herzlich froh, sich nun zur Ruhe setzen zu dürfen.

Im folgenden Jahre erlebte das ganze Haus eine noch größere Freude. Leo hatte die heilige Priesterweihe empfangen, und feierte in E. seine erste heilige Messe. Da er einstweilen nicht angestellt werden konnte, weil seine Gesundheit für ernstere Posten noch zu sehr durch die

Studien geschwächt war, so verblieb er vor der Hand im Hause seiner Mutter, und beschäftigte sich eingehend mit sozialen Studien und mit Privatseelsorge für die Armen.

Das waren nun wieder schöne Abende und Feiertage, wo man sich mit einigen bekannteren Freunden zusammensetzte, und wo sie dann alle ihre Arbeiten und Pläne, Erfolge und Schwierigkeiten mit einander besprachen und sich gegenseitig ermunterten.

Das dauerte so, bis Gottes Hand in den Kreis hineingriff, und zum allgemeinen Schmerz Vater Schwarz zur ewigen Ruhe rief.

Seine letzten Worte an seine Umgebung waren ebenso bezeichnend für den Sterbenden, wie lehrreich für die Umstehenden:

„Kinder, wenn man lange gelebt, vieles gesehen und gelesen hat, dann bleibt einem am Ende nur Eines, was groß und wahr und tröstlich ist: der einfache Glaube des Kinderkatechismus!"

Auf seinen Grabstein hätte man am besten die schlichten Worte schreiben können:

„Hier ruht ein ganzer Mann und wahrer Christ."

Eine Freude aber hatte ihm der Herr vorenthalten und damit ein Opfer im Tode von ihm verlangt:

Das war die Aufklärung des Geheimnisses seiner geliebten Pflegetochter.

Rotkehlchen hatte also von Jahr zu Jahr für Weihnachten die Krippe in der Kirche hergerichtet. Wie viel Gutes war dadurch zu stande gekommen, wieviel Herzensfreude hatte sie selbst dabei erlebt!

So lange ihre beiden Söhne die Schulen in E. besuchten, sah man während der ganzen Weihnachtszeit jeden Tag zur bestimmten Stunde die Mutter, mit ihren Söhnen zur Seite, vor der Krippe knieen. In der Nähe konnte man leicht die Intentionen verstehen, welche die Mutter den einzelnen Gebeten vorausschickte, deren ernstlichste immer der abwesende Vater war und blieb.

Während die Söhne sich auswärts aufhielten, setzte die Mutter allein die fromme Gewohnheit fort; sobald aber nach Fridels Militärzeit und Leos Priesterweihe alle wieder vereinigt waren, wurde es gehalten wie früher. Das war nun in Anbetracht der Personen nur um so rührender und erbaulicher.

Am zweiten Weihnachtsfeste nach dem Tode des unvergeßlichen Pflegevaters stand Rotkehlchen im Hausflur, bereit zum gewohnten Gange, und wartete nur auf ihre Söhne. Da wurde heftig an der Hausschelle gerissen, und im nächsten Augenblick noch einmal. Rotkehlchen eilte selbst, um die Thür zu öffnen; ein altes gebücktes Zigeunerweib tritt hastig herein und fragt:

„Wohnt hier die Frau, die das Krippchen in der Kirche gebaut hat?"

„Jawohl, ich bin es; aber wenn Ihr etwas aus der Krippe haben wollt, müßt Ihr erst morgen kommen."

„Nein, nein, ich will kein Almosen, ich will fünftausend Gulden haben," sagte die Alte mit großer Bestimmtheit.

Das war komisch genug.

Fridel, der junge Kaufmann, stieg gerade die Treppe herunter, „bloß fünftausend?" spöttelte er.

Aber die Alte ließ sich in ihren Gedanken nicht stören, und fuhr mit lebhaften Gebärden gegen die Dame gewendet fort:

„Ich bin in die Kirche gegangen, weil man mir sagte, ich sollte heute nicht in den Häusern betteln, sondern zum Rotkehlchen an der Krippe gehen. Aber da habe ich auch nichts bekommen; es hieß, ich müsse hierhin gehen, da wohne das rechte Rotkehlchen. Ja, ja, da habe ich das rechte Rotkehlchen gefunden, hihihi."

Unterdessen war auch Leo herbeigekommen, und wollte die Frau mit einem Geldstück zum Gehen bewegen.

„Weg, weg!" wehrte diese, „ich bekomme fünftausend Gulden."

„Von mir?" fragte Rotkehlchen, durch das seltsame Benehmen der Alten neugierig geworden; ich kenne Euch ja gar nicht."

„Nicht? Sie kennen mich nicht, Madam? Habe ich Sie doch als kleines wildes Rotkehlchen gefüttert. Ich bin Wanda, und Sie sind uns fortgelaufen hier in E.; es sind wohl vierzig Jahre her."

„Mein Gott!" dachte Rotkehlchen, „sollte sich endlich der Schleier lüften?" Aber sie hielt an sich und antwortete kühl:

„Und dafür wollt Ihr fünftausend Gulden haben? Die Polizei könnte Euch wahrscheinlich dafür kommen!"

„Die Polizei kann Wanda nichts machen, und ich werde fünftausend Gulden haben."

„Aber Frau, wofür denn und von wem? Macht schnell!"

„Weil ich das Kind von dem alten Herrn Baron entdeckt habe; fünftausend Gulden hat er geboten und ich habe sie verdient! hihihi!" jubelte die Alte.

„Ich — eine Baronin?" kam es halb zweifelnd, halb erregt von Rotkehlchens Lippen; „lebt der Herr Baron denn noch?"

„Er ist tot.“

„Die Mutter?“

„Auch tot.“

„Weib, Ihr wollt mich beschwindeln! wie heißt das Schloß?“

„Helfenstein.“

„Wo liegt es?“

„Weit drunten bei Klagenfurt an der Drau?“

Wie bestimmt das alles war, aber wie verdächtig auch so manches!

„Gut, Frau! wir werden nachforschen,“ sagte Rotkehlchen in entschiedenem Ton; „und wenn ich wirklich Baronin von Helfenstein bin, dann seid Ihr auch Eurer fünftausend Gulden sicher, die Ihr zu jeder Zeit hier oder in Helfenstein holen könnt.“

Die Alte zögerte.

„Geht ins Schwesternhaus und laßt Euch pflegen, bis ich Nachricht habe; hier ist vorläufig ein Weihnachtsgeschenk, und nun geht für heute!“

Ein Goldstück! die trüben Augen der Alten funkelten; solche wird sie bald ja hunderte haben; schmunzelnd und knixend verschwand sie.

Da standen nun Mutter und Söhne, und blickten sich stumm und überrascht an. Aber allmählich überkam doch alle eine sehr begreifliche Aufregung;

„Sollte es wirklich wahr sein?“ fragten die Söhne.

„Kommt Kinder,“ erwiderte die Mutter, „es ist Weihnachten, und wer weiß, womit das Christkind uns erfreuen will; wir wollen es ihm anheimstellen!“

Als sie vor der Krippe mit dankbarem und erwartungsvollem Herzen niederknieten, saß dort bereits ein bejahrter Mann mit struppigem, grauem Bart, schlechtgekleidet, und scheuen Auges. Beim Anblick der drei Personen wurde er sichtlich betroffen und erzitterte, näherte sich aber doch alsbald dem jungen Priester und bat um eine Unterredung. Dieser erhob sich, forderte Mutter und Bruder auf, mit den gemeinsamen Gebeten auf ihn zu warten, und zog sich mit dem Fremden in die Sakristei zurück.

„Was wünschen Sie?" fragte er.

„Herr," antwortete der Mann mit gesenktem Blick, „ich wollte katholisch werden."

„Ja, da müssen Sie sich aber doch erst darüber unterrichten lassen, was ein Katholik zu glauben und zu thun hat."

„Kann das nicht heute noch geschehen?"

„Nein, lieber Mann, das ist eine heilige Sache, die man mit Ruhe und Überlegung abmachen muß, um sich klar zu überzeugen und dann aufrichtig zu entschließen."

„Ich bin aber bereit, alles zu glauben und zu thun, was Sie mir sagen werden; kann ich da nicht gleich aufgenommen werden?"

Dabei merkte man deutlich dem Manne die innere Erregung an, und wie er sich nur mit Mühe zu fassen und aufrecht zu halten vermochte.

„Lieber, guter Mann," sagte der Priester gerührt, „und wenn Sie mein eigener Vater wären, ich hätte nicht die Vollmacht, in dieser Sache so plötzlich zu handeln. Ich bin aber heute noch bereit, den Unterricht zu beginnen, und möglichst zu Ende zu führen."

Der Fremde schien traurig, und Leo fuhr fort:

„Aber jetzt gleich will ich Ihnen helfen, für den Augenblick vollständig mit dem lieben Gott ins Reine zu gelangen. Kommen Sie mit mir zur Krippe, da steht es in Wort und Bild deutlich ausgedrückt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind. Den guten Willen haben Sie, und ich will Ihnen helfen, das auch Gott dem Herrn in der nötigsten Form auszudrücken. Dann werden Sie auch den Frieden haben und ein glückliches Weihnachtsfest feiern."

Die beiden traten aus der Sakristei, der Alte gestützt auf den jungen Priester, und knieten sich unmittelbar an der Krippe nieder. Es war ein rührender Anblick, und Rotkehlchen und Fridel beteten, ohne zu wissen, welche Bewandtnis es mit dem in sich gedrückten Fremden habe, unwillkürlich für ihn mit, als derselbe auf Leos Vorsprechen die folgenden kurzen Tugendakte langsam, stoßweise und schluchzend zu dem göttlichen Kinde in der Krippe hinsprach:

Allmächtiger Gott! ich glaube an Dich und alles, was Du durch Deine heilige katholische Kirche zu glauben lehrst, weil Du die ewige untrügliche Wahrheit bist.

O mein Gott und Herr! ich liebe Dich von ganzem Herzen und über alles, weil Du mein Schöpfer, mein Erlöser und Seligmacher bist, weil Du das höchste, ja das einzige wahre Gut, die Güte und Schönheit und Vollkommenheit selbst bist.

Darum, o bester Vater! thut mir aus innerster Seele alles und jedes Unrecht leid, das ich jemals gegen Dich und Dein Gebot begangen habe; und ich verspreche Dir aufrichtig, alles Vorgeschriebene baldmöglichst zu thun, um Deine Gnade zu erlangen, und dann niemals wieder Dich zu beleidigen.

O gütiger Gott! ich bin nicht wert, von Dir angenommen zu werden; aber ich hoffe und vertraue fest auf Deine treue Verheißung und Deine unendliche Barmherzigkeit, einzig um der Verdienste Deines Sohnes, meines menschgewordenen Heilandes willen. Herr! sei mir Sünder gnädig!

Der junge Priester war ob dem Schluchzen des Alten selbst ins Weinen gekommen. Er erhob sich, um sich zu zu den Seinigen zu begeben, drückte noch dem Manne die Hand und sagte:

„Seien Sie jetzt ganz ohne Sorgen! Sie sind so sicher im Stande der göttlichen Gnade, als ich es zu sein hoffe. Kommen Sie nach einem Stündchen in meine Wohnung, und lesen Sie unterdessen zu ihrem Troste dies."

Damit überreichte er ihm ein kleines Weihnachtsbild, auf welchem folgende tröstlichen Verse standen:

An Deiner Krippe weil' ich gern,
Mein Heiland! welch' ein süßes Grau'n,
Dich, meinen höchsten Gott und Herrn,
Als zartes Kindlein anzuschau'n!

An Deiner Krippe faſſ' ich Mut,
Wenn ich vor Deinem Kreuz verzage;
Wenn ich vor Deinem heil'gen Blut
Erschreckt die Augen niederschlage.

An Deiner Krippe will ich knieen,
Und meinen Blick nicht von Dir wenden,
Bis Du mir alles hast verziehen,
Mich segnend mit den kleinen Händen.

Das las der Mann, noch immer vor der Krippe auf dem Boden kauernd, unter Thränen langsam ab, wobei er öfters die Worte dazwischen flocht: Herr, sei mir Sünder gnädig.

Unsere drei, aufs tiefste ergriffen, begannen dann ihre gewohnten Fürbitten; der Mann wurde ruhig. Als aber Rotkehlchen mit weicher Stimme sprach:

„Lasset uns beten für die endliche Rückkehr des Vaters:“ da entrang sich der Brust des Mannes ein Schrei; er zuckte heftig zusammen, starrte auf die drei Beter und hauchte mit ersterbender Stimme:

„Anna! Kinder! Gott sei mir gnädig!“

Dann fiel er zusammen, der Schlag hatte ihn gerührt.

Rotkehlchen aber hatte die Stimme erkannt, im nächsten Augenblick kniete sie an seiner Seite; welch ein schmerzliches, welch ein schönes Wiederfinden! Fridel und Leo hoben den Vater auf, und legten ihn in halbsitzender Stellung auf die nächste Bank vor der Krippe. Ein schnell herbeigerufener Arzt konnte nur den bereits eingetretenen Tod konstatieren.

Rotkehlchen saß in stummem Schmerz da, bis Leo tröstend ihre Hand ergriff.

„Mutter,“ sprach er, „das ist eine schwere Stunde; aber wir müssen Gott danken, denn der Vater ist sicher gerettet. Selbst im Himmel ist jetzt Freude, und mehr als über neunundneunzig Gerechte. Komm, wir wollen für seine Seelenruhe beten.“

Das unterbrochene Gebet für den Vater wurde fortgesetzt und verlängert. Die Mutter betete wohl mit, aber ihr Auge ruhte starr auf der Leiche, und forschte, ob nicht doch ein Lebenszeichen sich kundgebe.

Doktor Schwarz kam auch und untersuchte: Ja, es war Gustav Frey und er war tot! Endlich wurde ein Wagen beschafft, die Leiche nach Hause gebracht und aufgebahrt.

Ein Zug himmlischen Friedens lag auf dem wetterharten Gesichte ausgebreitet, und milderte den Schmerz der Trauernden.

Wiedersehen und Scheiden, Freude und Schmerz in einem Augenblick! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!

2. Der Herr hat alles gut gemacht.

Am folgenden Tage erzählte die Schwester, welche in dem von Rotkehlchen eingerichteten Wohlthätigkeitshause die Verbandstube besorgte, daß der plötzlich Verstorbene vor etwa acht Tagen zum ersten Male erschienen sei, um sich dann täglich seinen wunden Fuß reinigen und verbinden zu lassen.

Er habe ihr dabei erzählt, wie er in Amerika gewesen sei, und erst lange Jahre hindurch schwere Not gelitten habe, wie er dann plötzlich als Goldgräber sehr reich geworden sei, und daß ein Gefährte ihn dann nächtlicher Weile völlig ausgeraubt und tödlich verwundet habe. Hierauf sei er wieder jahrelang in den Minen oder in der Wildnis begraben gewesen, und endlich, von Sehnsucht übermannt, mit dem ersparten Gelde wieder herübergekommen; er wisse nun nicht, was anfangen.

Sie habe ihm geraten, auf Weihnachten beim Rotkehlchen an der Krippe um ein Almosen oder eine Versorgung sich zu bewerben. Er fragte mit großem Interesse, was das sei und woher der Name. Bei meiner Erklärung geriet er in große Aufregung.

Ich fragte, was ihm sei.

„Oh, nichts! nichts!" antwortete er; „aber man wird mir nichts geben, denn ich bin nicht katholisch!"

„Das thut nichts," erwiderte ich, „gehen Sie nur einmal zu der Frau Frey, die hilft Ihnen gewiß."

Nun erinnerte sich Rotkehlchen und die übrigen auch, in den letzten Tagen öfters einen Mann in der Nähe bemerkt zu haben, wie er an eine Ecke gedrückt nach dem Hause schielte oder wartete, bis jemand heraustrat.

Am heiligen Abend hatte er die Schwester gefragt, ob er auch wohl in die katholische Kirche aufgenommen werden könne.

„Ja gewiß," lautete die Antwort.

„Ja, aber ich habe mich niemals um die Religion gekümmert und bin immer ein schlechter Kerl gewesen; wird man mich da nicht abweisen?"

„Wenn Sie es ehrlich meinen und von jetzt an sich bessern wollen, kann sie niemand zurückweisen."

„Aber wird der Herrgott mir wohl auch verzeihen? Sie können sich gar nicht denken, Schwester, was ich für ein erbärmlicher Mensch gewesen bin."

„Gott ist noch barmherziger, als wir schlecht sein können; gehen Sie nur morgen an die Krippe, da können Sie das mit Händen greifen. Und kommt nicht der gute Gedanke selbst schon von Gott?"

„Ja, Schwester, das will ich Ihnen erzählen, wie der gekommen ist:

Gestern Abend gehe ich über den Markt am Rathaus vorbei; da spazieren dort zwei ältere Herren auf und ab, von denen ich einen als bösen Kameraden aus meinen schlimmsten Zeiten erkannte. Die sprachen von Ihnen, und berieten sich leise, aber so, daß ich es doch verstehen konnte, wie man der verhaßten Reklamewirtschaft in diesem Schwesternhaus ein Ende machen könne. Das ärgerte mich, denn

ich dachte an meinen Fuß. Ich trat heran und bat um eine Unterstützung.

„Scheren Sie sich zum . . . so ein lästiges Lumpengesindel!“ bekam ich als Antwort, und das ärgerte mich noch mehr.

Ich richtete mich auf, zog den Hut, und fragte:

„Kennen Sie wohl noch den Gustav?“

„Was, Sie?“

„Ja,“ sage ich, „hüten Sie sich vor mir mit Ihren geheimen Plänen.“

Sehen Sie, Schwester, da habe ich schlechter Mensch eine Lanze für Sie eingelegt, und da kam mir dann der Gedanke, nun solle ich auch ganz werden, wie Sie und die brave Familie, die dieses Haus und die Krippe für die Armen eingerichtet.“

„Thun Sie das nur,“ hatte die Schwester ihm geantwortet; „und wenn Sie morgen Nachmittag um 4 Uhr an der Krippe sind, so sehen Sie dort sicher die ganze Familie, und können sich gleich bei dem jungen geistlichen Herrn anmelden.“

Den weitern Verlauf kennen wir. Rotkehlchen selbst konnte nicht umhin, trotz ihrer Trauer die gütige Vorsehung zu preisen, und von Herzen zu sprechen: „der Herr hat wahrlich alles gut gemacht!“

Nach einigen Tagen meldete sich auch wieder die alte Zigeunerin. Fridel nahm nun die Sache ernstlich auf, fragte erst brieflich bei den Behörden an, und reiste, da eine bestätigende Antwort einlief, sofort nach Helfenstein ab.

Schon nach drei Tagen konnte er melden, daß die Aussagen der Alten vollständig auf Wahrheit beruhten,

selbst bis auf die fünftausend Gulden; daß aber bis zur endgültigen gesetzmäßigen Regelung der Angelegenheit wohl noch mehrere Wochen verstreichen dürften. Was er näheres herausgefunden, war dies:

Freiherr von Helfenstein und seine junge schöne Gemahlin besaßen nur ein Töchterchen. Der Vater war ein leidenschaftlicher Jäger und höchst selten daheim. Die junge Schloßherrin ertrug die Vereinsamung und Langeweile auf dem Schloßberge allein auch nicht, und suchte nun ebenfalls ihre Zerstreuung auswärts, teils in der nahen Stadt, teils auf Reisen und in Bädern.

So war das einzige Kind bald ganz der Wärterin überlassen, lief mit ihr durch Feld und Wald, und ward wild wie ein flüchtiges Reh. So war es möglich, daß eines schönen Tages, als die Wärterin nach einem längern Stelldichein im Waldhause schließlich ihre Hanna suchte, das Kind trotz alles Rufens und Suchens nicht mehr zum Vorschein kam, und wie man später meinte, wohl von durchziehendem Volk mitgeführt war.

Der Schmerz der Eltern war unbeschreiblich; und wenn auch der größte Zorn sich über die pflichtvergessene Wärterin ergoß, so brachte doch auch die Erkenntnis der eigenen Schuld einen völligen Umschwung des Familienlebens auf Helfenstein zu Wege. Der Herr wurde häuslich; die Dame war anfangs in größter Gefahr, den Verstand zu verlieren, dann längere Zeit schwermütig, und endlich, nachdem die Zeit den Schmerz gelindert, eine edle Wohlthäterin der ganzen Umgegend. Besonders der Waisenkinder nahm sie sich mütterlich an, um so ihren Teil der Schuld zu sühnen, und vielleicht den Himmel zu bewegen, das geliebte Kind ihr wieder in die Arme zu führen.

Nach ihrem Tode hatte der Freiherr das Werk seiner Gemahlin fortsetzen lassen; bei seinem eigenen Hinscheiden aber vor fünf Jahren im Testament verordnet, daß die jährlichen Erträgnisse seiner Güter solange für die Unterstützung armer, sowie für die Erziehung verwahrloster Kinder angewendet werden sollten, bis die berechtigte Erbin sich finden und selbst darüber verfügen würde. Demjenigen aber, der letztere ausfindig machen sollte, waren fünftausend Gulden als Belohnung auszuzahlen. —

So war es also wahr: Rotkehlchen war eine Edelfrau! und das vermeintliche Unglück war ihr und ihren Eltern und vielen, vielen andern zum zeitlichen und ewigen Heile geworden!

Was wird nun Rotkehlchen beginnen? Ja, das Andenken an ihre fast ungekannten Eltern, der Ort, wo ihre Wiege gestanden, und ihre Mutter sie ans Herz gedrückt: das alles ist ihr lieb und teuer!

Aber Titel und Ehren dieser Welt sucht sie nicht mehr. Was sind sie gegen jenen Ehrentitel, den sie sich nach Gottes Fügung erworben: Engel der Barmherzigkeit? Alle erlöschen ja mit dem Leben, und drüben macht auch der kleinste Engel keine Verbeugung vor der schönsten und reichsten Kaiserkrone. Ihr Titel aber geht mit hinüber, öffnet das Himmelsthor und bleibt in Ewigkeit: kommt, ihr Gesegnete meines Vaters.

Darum wurde das herrlich gelegene Schloß Helfenstein in Erinnerung der eigenen Erlebnisse, und aus Pietät gegen das von den Eltern begonnene Werk von Rotkehlchen zu einem großen Kinder- und Greisenasyl bestimmt und hergerichtet.

Doktor Schwarz blieb als die Seele des katholischen Lebens in E. zurück; und auch Fridel hatte seinen erfolg-

reichen Beruf liebgewonnen, und mochte den geachteten und einflußreichen Posten nicht verlassen.

Rotkehlchen aber und Leo zogen hinüber auf die Burg ihrer Ahnen; die Mutter, um die leibliche, der Sohn, um die geistliche Pflege für die Lieblinge des menschgewordenen Gottes in die Hand zu nehmen.

Da erinnerte sich Leo denn, wie er vor nicht langer Zeit dem 84jährigen völlig erblindeten Pfarrer kindlich sein Leid geklagt hatte, daß er mit seinen selbstlosen bescheidenen Arbeiten so wenig Beachtung und Unterstützung finde, ja wohl selbst von Amtsbrüdern in seinen Absichten verkannt werde.

„Leo," hatte ihm der erfahrene Priestergreis väterlich geantwortet, „ich habe Deine Mutter zur ersten heiligen Kommunion geführt, und ich finde bei Dir dieselbe Lebhaftigkeit für eine erfaßte Idee wie bei ihr. Freilich Deine Gedanken sind von Jugend an auf das Gute und Rechte gerichtet gewesen; und dennoch kann Dein guter Eifer Dir gefährlich werden, wenn Du nämlich meinst, dadurch Erfolg und Anerkennung finden zu müssen. Es ist dir viel heilsamer, nüchtern und kaltblütig die erträumte Anerkennung der Welt als Illusion schon jetzt Dir hinzustellen, als durch verbitternde Erfahrungen Dich davon überzeugen zu müssen. Also kümmere Dich nicht um die Menschen, die den Erfolg anbeten, oder nur nach dem Äußern urteilen, sondern schau auf Gott, thu was Du kannst, und denke, daß einmal der Tag kommt, wo derjenige allein richtet und vergilt, der allein auch in die Herzen sieht. Dann kannst Du ruhig abwarten, ob der Herrgott Dir einmal den rechten Wirkungskreis anweist."

Ja der ehrwürdige Herr hatte richtig geahnt; jetzt hatte die Vorsehung auch ihm sein Arbeitsfeld gegeben, wo er sich nach Herzenslust bethätigen konnte.

Und wenn er in stiller, dämmernder Morgenfrühe auf den alten Turm stieg, und von da hinausschaute auf die fernen Bergriesen; wenn er staunend sah, wie der Osten sich rötete und die schnee- und eisbedeckten Gipfel plötzlich aufflammten gen Himmel, wie in flüssiges Gold getaucht: dann schwoll sein Herz bei dem Gedanken, daß der allmächtige Herr und Schöpfer dieser gewaltigen Natur ihm sein Größtes und Liebstes in die Hand gelegt habe, die Seelen so vieler Kinder Gottes, um sie mit dem Golde der göttlichen Gnadensonne zu schmücken und zu beglücken.

Rotkehlchen aber war die ewig heitere, die zärtliche und kluge Mutter aller; und wie alljährlich, so erzählt sie auch am heutigen heiligen Abend die wunderbare Geschichte vom „Rotkehlchen von Helfenstein" und schließt mit der Mahnung für alle großen und kleinen Kinder:

„Wollt Ihr mit den Gaben und Verhältnissen, die Ihr aus Gottes Hand empfangen habt, sicher in Gottes Hand gelangen und Euer wahres Glück finden, dann bewahret den kindlichen Glauben, die dankbare Liebe und die opferwillige Treue gegen den menschgewordenen Gott.

Das ist der christliche Charakter, der das wahre Glück erringt. Das Christkind gebe ihn Euch!"

Inhalt.

Droste, Johann

Charakter Weihnachtserzählung mit lebenden Bildern aus dem Volk

Regensburg ; Rom ; New York 1898